720010

Legenden

aus der

Geschichte des Mittelalters

und

der neuern Zeiten.

GROF DESSEWFFY CSALÁD
KÖNYVTÁRA
BÜD-SZT-MIHÁLY

Erstes Bändchen.

Leipzig,
in der Peter Philipp Wolfischen Buchhandlung.
1796.

Ctis Jos: Dessewffy.

EGYETEMI KÖNYVTÁR DEBRECEN

Vorbericht.

Die Absicht des Verfassers gegenwärtiger Legenden ist keine andere, als den Liebhabern einer unterhaltenden Lektüre hiemit einen neuen Beitrag zur Befriedigung ihres Wunsches zu liefern. Deutschland hat zwar Schriften in Menge, welche zu diesem Gebrauche bestimmet sind; mit besonderer Freigebigkeit hat man seit einiger Zeit die Lesewelt mit sogenannten historischen Romanen aus den Zeiten des Ritterwesens, des Faustrechtes, der Kreuzzüge und dergleichen beschenket. Allein schon vielmals haben einsichtsvolle Gelehrte über diesen Mißbrauch geklaget, und unter andern richtigen Bemerkungen auch

diese gemacht, daß dergleichen Schriften mehr Schaden als Nutzen bringen. Denn gewiß ist es, daß durch solche Romane, welche Wahrheit und Erdichtung mit einander vermengen, eine Menge unrichtiger Begriffe erwecket und in Umlauf gebracht werden. Wenige Leser wissen das Erdichtete von dem wahren historischen zu unterscheiden, und so verschwindet dann das Nützliche, welches dergleichen Werke in Rücksicht auf historische Kenntnisse noch haben könnten, vollends. Der Verfasser der gegenwärtigen Schrift hat einen Versuch gemacht, historische Thatsachen zur Unterhaltung des Publikums zu bearbeiten, und in einem ästhetischen Kleide erscheinen zu lassen, ohne etwas von seinem Eigenen hinzuzusetzen, oder sie durch Erdichtungen aufzustutzen. Er hob aus dem großen Vorrathe mannigfaltiger Weltbe-

gebenheiten solche aus, welche entweder noch nie bearbeitet worden, oder noch nicht hinlänglich bekannt waren, oder wenigst wegen ihres innern Gehaltes verdienen, dem Publikum aufgestellet zu werden, und die man überhaupt mit Recht in die Klasse der merkwürdigen Ereignisse setzen kann. Dadurch hoffet er den Lesern eine Lektüre zu liefern, welche im Stande ist, ihnen nebst einer angenehmen Unterhaltung zugleich richtige Kenntnisse merkwürdiger historischer Thatsachen mitzutheilen, und sie zu belehren. Unter den Gegenständen, welche er hier aufstellet, befinden sich auch einige, welche an sich schon romantisch sind, ohne daß sie diese Gestalt erst unter der Hand des Schriftstellers erhielten. Diese werden den Liebhabern einer solchen Lektüre eben darum desto mehr willkommen seyn. Die Quellen,

woraus der Verfasser seine Erzählungen schöpfte, hat er darum nicht angezeigt, weil er glaubte, daß es in einer solchen Art Schriften unnöthig sei. Indessen steht er dafür Bürge, daß er durchgehends die besten und zuverlässigsten benützt hat. So findet sich zum Beispiele die Geschichte der polnischen Herzogin Wanda in den meisten polnischen Geschichtschreibern beim Pistorius und Mitzler gerade mit denjenigen Umständen aufgezeichnet, mit welchen sie hier beschrieben erscheinet. Eben dieses gilt auch vom Weiberkriege in Polen. Zur Geschichte der herrschsüchtigen Sigrid lieferten Saxo grammaticus, Torfaeus, Adamus Bremensis, Holberg und andere die Materialien. Da, wo von Königes Sigmunds in Ungarn ersten Regierungsjahren die Rede ist, waren Schwandt-

ners Scriptores rerum hungaricarum, und Bonfinius die Führer. In Erzählung der auffallenden Schicksale der Gräfin Jakoba von Hennegau war der Verfasser nebst den bekannten Quellen vorzüglich der sehr genauen allgemeinen Geschichte der vereinigten Niederlande von Wagenaar gefolgt. Das Schicksal des fränkischen Königs Childerichs III. und die Art, auf welche der Pabst zu Land und Leuten gekommen, wird aus den Scriptoribus rerum francicarum von Ducheſne und Bouquet erzählet; zu dem letztern trugen auch Muratorii ſcriptores rerum italicarum vieles bei.

Ein aufmerksamer Forscher wird alles, was in dieſer Schrift vorkömmt, der Wahrheit gemäß vorgetragen finden, nur Plan und Anordnung der Stücke, und die

Art des Vortrages sind des Verfassers Eigenthum. Hier und da flossen auch einige Schilderungen, Dialogen und dergleichen aus seinem Kopfe. Aber etwas solches wird man einem Schriftsteller dieser Art desto leichter vergeben, da dieselben sich wenigst auf historische Wahrscheinlichkeit gründen.

Vanda und Rithogar.

Mit den Zeichen des unbändigsten Schmerzes stürzte Lechus, der Bruder des Herzogs aus Polen, Cracus II. von der Jagd zurück in seine Burg. Ach! er ist mir entrissen, schrie er, mein geliebtester Bruder, entrissen uns allen durch einen kläglichen Tod. Unglücklicher! war dieses der Lohn deines Edelmuthes, daß du als ein Opfer unschuldiger Jagdlust unter den Zähnen eines grimmigen Thieres dein theures Leben verbluten mußtest? So schrie er, und heulte, und rang die Hände, und warf sich unter den heftigsten Gebehrden der Verzweifelung auf sein Lager hin. Seine Leute hatten den blutigen Leichnam mit sich in die Burg gebracht.

In ganz Krakau verbreitete sich bald die traurige Kunde; von allen Straßen ertönte das Jammergeschrei: Ach! er ist nicht mehr unser geliebte Herzog; ein grimmiges Thier

hat ihn auf der Jagd, da er vom Pferde gefallen, grausam gemordet. Noch ist er kaum seinem edlen Vater in der Regierung gefolgt; und schon haben ihn uns die Götter genommen! — Die Merkmale der tiefesten Trauer, die Zeugen von dem schmerzlichen Gefühl über seinen Verlust, zeigten sich deutlich an dem Antlitze jedes redlichen Eingebornen. Denn man hatte an dem Herzoge Cracus II. die beglückenden Eigenschaften seines vortreflichen Vaters Cracus I. wieder zu finden geglaubt. Auf seine Talente und seinen edlen Charakter hatte bereits jeder Pole große, beseligende Hoffnungen künftigen Wohlstandes gebauet.

Nachdem sich der Sturm der Leidenschaft ein wenig gelegt hatte: versammelten sich die Großen in der herzoglichen Burg; das Volk drängte sich in großen Haufen hinzu; und Lechus wurde einmüthig als Herzog der Polen ausgerufen.

Sein erstes Geschäft nach dem Antritte seiner Regierung war dieses, daß er den Leichnam des Verblichenen mit königlicher Pracht zur Erde bestatten ließ.

Aber niemals genoß Lechus die Wonne von den Vorzügen seiner erhabenen Würde,

Von der Stunde an, da sein Bruder das Opfer eines grausamen Todes geworden war, wich alle Heiterkeit des Geistes von ihm. Gleich als machte ihm sein Gewissen Vorwürfe über ein großes Verbrechen, verriethen alle seine Blicke und Handlungen, verrieth jeder seiner langsamen Schleichschritte innerliche Verwirrung und Angst. Von bangen Empfindungen gemartert, floh er die Menschen, und suchte die Einsamkeit, die Nährmutter des verzehrenden Grams. Die Züge der düstren, stummen Schwermuth hatten sich unvertilgbar in seine Stirne gegraben; seine Wangen hatte die Röthe verlassen; das Fleisch schwand von seinen nervigten Armen herab; sein Körper ward schlapp und zehrte ab. Aengstlich wankte er bald an diesen, bald an jenen Ort hin, und fand nirgend Beruhigung. Vom Kummer überwältiget warf er sich oft auf sein Lager hin; mancher stille Seufzer, der ihm entwischte, wurde belauschet.

Niemand zweifelte, diese schreckliche Lage des Herzoges sei eine Folge des unbändigen Schmerzes über den Verlust eines geliebten Bruders. Denn beide waren bisher in der schönsten Eintracht miteinander gewandelt.

Freundlichkeit, Wohlwollen und Frohsinn hatten jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Gespräche bezeichnet. Mit der trugloſen Miene der Redlichkeit hatte Lechus an allen Angelegenheiten seines Bruders den lebhafteſten Antheil genommen. Mit mehr als gewöhnlicher Wärme hatte er ſich beſtrebet, ihm gefällig zu werden; jedem Wunſche deſſelben war er dienſtfertig zuvorgekommen. Wer die beiden Brüder im Umgange miteinander geſehen, dem hatte der entzückende Anblick eines ſo edlen Beiſpieles von Familieneintracht und Freundſchaft den Buſen emporgehoben.

Ohne den geringſten Zweifel gläubte jedermann, an dieſem Betragen einen unwiderlegbaren Beweis von dem höchſten Grade brüderlicher Liebe zu ſehen. Mit heiligem Erſtaunen bemerkte man an dieſem Beiſpiele, wie groß in empfindſamen Herzen die Macht der Freundſchaft ſei. Jedermann fühlte Beſorgniß für das Leben des Lechus, das er ſich durch verzehrenden Gram zu verkürzen ſchien. Jedermann bedauerte nun ſchon den Lebenden mehr, als den Getödteten. In dieſem Zuſtande von bangem Hinſehen auf die Zukunft befanden ſich die Polen, als unvermuthet die

seltsame Nachricht erscholl: das grimmige Thier, welches den Herzog Cracus auf der Jagd getödtet habe, sei Lechus selbst gewesen. Sie verbreitete sich immer stärker und stärker, und konnte nicht unterdrücket werden. Lechus selbst, dessen bisher geäußerte Schwermuth dieser Sage nun ein großes Gewicht gab, konnte, von der Macht des bösen Gewissens überwältiget, nicht mehr läugnen, daß er der Mörder seines Bruders gewesen sei. Zum Erstaunen der ganzen Nation fand sich dieses unerwartete Gericht in kurzer Zeit vollkommen bestätiget.

Der Beweggrund dieses Mordes war der ungezähmte Ehrgeiz des Lechus gewesen. Schändlicher Neid, daß seinem ältern Bruder durch das rechtmäßige Erbtheil der herzoglichen Würde ein größeres Ansehen, als ihm, zu Theil geworden, hatte seine niedrige Seele gefesselt. Ihn soll ich als Herrscher verehren, ihm als Unterthan unterworfen seyn, ihm, der keinen Vorzug vor mir hat, als den Vorzug des Alters? So hatte er gedacht, und von der Stunde an hatte der tückische junge Mann, den Stolz und Eifersucht von Tage zu Tag heftiger quälten, den abscheulichen

Entschluß gefaßt, ihn aus dem Wege zu räumen. Einem Kopfe voll böser Ränke war es leicht gewesen, seinen Groll und Plan bis zu einer bequemen Zeit zu verbergen. Zu diesem Ende hatte er unbegrenzte Ergebenheit gegen seinen Bruder geheuchelt, bis er endlich auf der Jagd seinen Vortheil ersehen hatte. Mit der schändlichen Arglist eines Meuchelmörders hatte er seinen Bruder verleitet, einem wilden Thiere tief in den Wald hinein nachzusetzen; und da sie eine so weite Strecke zurückgelegt hatten, daß sie ihren Leuten gänzlich aus dem Gesichte gekommen wären: hatte er ihn, der nichts Arges vermuthete, plötzlich überfallen, und grausam ermordet.

Die Polen erstaunten, als sie diese unerwartete Nachricht bestätiget fanden. Eine Art von Wuth befiel sie gegen den Unternehmer einer so abscheulichen Greuelthat. Mit wildem Ungestüme rannte das Volk umher, und foderte Rache. Die Großen der Nation versammelten sich, und erklärten: Lechus habe durch diesen ruchlosen Mord die herzogliche Würde verwirket. So ward er abgesetzt, und aus dem Lande gestoßen. Als Flüchtling irrte er seitdem auf einsamen Abwegen, zwi-

schen düstern Felsenklüften und Wäldern fern von Menschen herum, von den unbeschreiblichen Qualen des bösen Gewissens verfolgt. In kurzer Zeit nagte ihm der Gram sein Leben ab.

Die wichtigste Frage war nun, wer künftig Herzog der Polen seyn würde? Lechus hatte keinen Sohn hinterlassen; auch von den ältern Herzogen lebte kein männlicher Sprosse; der Mannsstamm des Herzogs Cracus I. war erloschen. Nur eine Tochter desselben, und Schwester des Ermordeten war noch übrig. Aber es war wider das Herkommen, ein Weib als Herzog an die Spitze der Nation zu setzen. Damals bestand das Amt eines Herzogs vorzugsweise darin, daß er im Kriege sein Volk gegen den Feind anführen mußte. Geschicklichkeit in Führung der Waffen, Tapferkeit und Heldenmuth waren die vornehmsten Eigenschaften, die man von einem Herzoge foderte. Vor allen hielt eine so kriegerische Nation, wie die Polnische war, pünktlich über dieser Gewohnheit. Wie sollte man aber von einem Frauenzimmer Neigung zum Kriege, Fertigkeit in den Waffenübungen, Tapferkeit und Unerschrockenheit in Gefahren erwarten?

Dennoch warfen die Polen ihre Augen auf Wanda, die Tochter des Herzoges Cracus I. die Schwester des Mörders und des Ermordeten. Sie hatte diese günstige Gesinnung der Nation vorzüglich den Verdiensten ihres Vaters zu danken. Dieser vortrefliche Fürst hatte sich die Herzen seiner Untergebenen durch seine Klugheit in einem eben so hohen Grade gewonnen, als durch seine Güte. Seine Tapferkeit, der Schrecken aller benachbarten Völker hatte die Sicherheit und Verfassung des Landes befestiget; seine nützlichen Gesetze und Einrichtungen hatten den Wohlstand desselben erhöhet. Das Andenken an ihren glücklichen Zustand unter der Herrschaft ihres geliebten Cracus vermochte so viel über die Polen, daß sie die herzogliche Würde auf die Tochter desselben zu übertragen beschlossen. Sie zweifelten nicht, sie werde irgend einen berühmten auswärtigen Fürsten oder König von vortreflichen Eigenschaften zu ihrem Gemahle wählen, und ihnen auf solche Art in der Person desselben einen kühnen, tapfern Anführer geben. Mit dieser Gesinnung riefen sie Wanda, nach der wahrscheinlichsten Angabe mehrerer Schriftsteller in der ersten Hälfte des

achten Jahrhunderts, einmüthig zur Herzogin von Polen aus.

Die neue Herzogin herrschte sanft und gütig und gerecht und weise über ihre Nation. Mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes, mit der Klugheit einer betagten Matrone vereinigte diese junge, liebenswürdige Dame den Ernst und die Unerschrockenheit eines gesetzten Mannes. Thätigkeit in Besorgung des gemeinen Besten, lebhafte Fertigkeit in Erfindung zweckmäßiger Mittel, Scharfsinn in Beurtheilung mannigfaltiger Fälle äußerten sich bei ihr in einem höhern Grade, als man es von einem Frauenzimmer hätte erwarten sollen. Die Polen genossen unter ihrer Leitung Ruhe, Sicherheit und Wohlstand, und fühlten sich glücklich. Ihre Vorzüge erhöhte noch der Reiz ihrer Schönheit. Ihr vortreflicher Wuchs, ihre anmuthsvollen Gesichtszüge, ihr sprechendes Auge bezauberten aller Augen und Herzen.

Der Ruf von ihren vortreflichen Eigenschaften verbreitete sich bald in der Nachbarschaft, und drang eben so bald in entferntere Gegenden. Wanda ward in kurzem der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Aller Orte erscholl ihr Name mit Lobeserhebungen. Fürsten und Edle, freie Männer und Knechte sprachen von ihr mit Begeisterung. Mancher Fürst wünschte sich mit heißer Sehnsucht das Glück, ihre Schönheit und ihren Geist persönlich bewundern zu können; wer sie gesehen hatte, war ohnehin durch den Anblick gleichsam bezaubert.

Unter andern Fürsten und Edlen, auf welche Vanda's Gestalt und Tugenden einen so vielbedeutenden Eindruck gemacht hatten, war Rithogar, oder wie ihn andere nennen, Rithigar, ein benachbarter deutscher Fürst am lebhaftesten von denselben gerührt. Er hatte sie zwar noch nicht selbst gesehen; aber ein Edelmann, der durch ihr Land gezogen war, hatte ihm Wunder von ihren Vorzügen erzählet. Wer je an der Tafel seine Erzählung mit angehöret hatte, den hatte eine mächtige Empfindung der Bewunderung hingerissen; so reizend hatte er sie zu schildern gewußt.

Von diesem Augenblick an hatte sich eine heftige Leidenschaft, ihr Herz und ihre Hand zu besitzen des deutschen Fürsten bemächtiget. Stundenlang ließ er sich seitdem von ihrer

Weisheit und ihrer schönen Gestalt erzählen, und konnte sich nicht satt daran hören. Oft, wenn der Edelmann geendiget hatte, mußte er wieder von Neuem beginnen. Mit mehr als gewöhnlicher Pünktlichkeit forschte jener nach den unbedeutendsten Umständen, und gleich als hätte er von der Geschichte seiner Geliebten noch gar nichts vernommen, häufte er immer Frage auf Frage. Mit jedem Tage wuchs seine Leidenschaft, besonders da von Zeit zu Zeit Edle aus Polen durch Rithogars Land zogen, und die gemeine Sage von Vanda's vortreflichen Eigenschaften bestätigten. Durch ihre Erzählungen weckten sie in ihm den Funken der Liebe in immer hellere Flammen. Wenn er schlief, träumte er von ihr; wenn er erwachte, sprach er von ihr; wo er gieng, und wo er stand, schwebte ihm das reizende Bild der Vanda vor Augen.

In die Länge konnte Rithogar diesen marternden Zustand nicht ertragen; seine feurige Leidenschaft strebte mit Heftigkeit nach der Befriedigung seiner Wünsche. Ihr Herz und ihre Hand sollen mein seyn, sprach er zu sich selbst, es möge kosten, was es wolle. Mit

diesem Vorsatze schickte er einige seiner Leute nach Krakau ab, um sie zu werben.

Jedermann hoffte mit gutem Grunde, Rithogar werde Gehör finden; denn er besaß sehr empfehlende Eigenschaften. Er war angesehen und mächtig, und zeichnete sich vor vielen seines Gleichen durch Klugheit, Gegenwart des Geistes und Tapferkeit aus. Rings umher war er wegen seines Muthes und seiner Geschicklichkeit in den Waffenübungen berühmt; sein männlicher Ernst und die Festigkeit seines Charakters verschaften ihm überall Ehrfurcht. Zu dem war er jung, sein Körper wohl gebauet, seine Gesichtszüge männlich. Seine Gesandten ermangelten nicht, die Vorzüge seines Geistes und Körpers bei jeder Gelegenheit vor der Herzogin, so wie vor den Großen und vor dem Volke mit besonderm Eifer herauszustreichen. Durch Freundlichkeit und zuvorkommende Dienstfertigkeit suchten sie die Nation zu gewinnen, und durch hinreißende Beredsamkeit ihren Herzog beliebt zu machen.

Im ganzen Lande sprach man nun schon von nichts andern mehr, als von dem vortreflichen Rithogar, von seiner Tapferkeit, seiner Geschicklichkeit, seiner Weisheit, und

von seiner nahen Vermählung mit Vanda. Jedermann sah eine solche Verbindung für ein glückliches Zeichen an, und wünschte sie aufrichtig. Unter einem so klugen und tapfern Fürsten weissagte man sich ewige Sicherheit, Ruhe, blühenden Wohlstand und Tage voll Wonne. Freude und Jubel ertönten durch das ganze Land. Selbst Vanda konnte nicht läugnen, daß Rithogar große Vorzüge besitze, daß er Hochachtung und Bewunderung verdiene. Obwohl sie ihn nur aus dem Rufe kannte: so waren doch die Erzählungen von seinen Tugenden zu reizend und einmüthig bekräftigend, als daß sie sich hätte enthalten können, in die Lobsprüche mit einzustimmen.

Dennoch war die Herzogin nicht zu bewegen, daß sie den Gesandten eine ihrem Fürsten günstige Erklärung ertheilte. Mit einem Blicke, welcher Verachtung zu verrathen schien, sah sie auf dieselben herab, und in einem äußerst trockenen Tone wies sie deren Gesuch von sich.

Traurig giengen die Gesandten zurück. Sie hatten sich von Rithogars anerkannten Verdiensten, von ihrer Beredsamkeit und von ihrem Eifer im Unterhandeln so vieles ver-

sprochen; und nun war alle ihre Hoffnung verschwunden. Mit langsamen Schritten, und mit einem Blicke, welcher tiefes Mißvergnügen verrieth, traten sie zu ihrem Fürsten hin.

Willkommen, Freunde, sagte Rithogar, indem er voll Erwartung aufsprang; was bringet ihr für eine Kundschaft aus Krakau? —— Warum so niedergeschlagen? die Mienen so ängstlich, die Blicke so düster? fuhr er nach einer Pause fort; denn Betrübniß und Furcht hatte den Gesandten die Sprache genommen; — Ist vielleicht Vanda — ich will doch nicht glauben, daß sie meine Hand verschmähet — ist vielleicht Vanda schon einem andern verlobt?

Ach! das ist uns unbekannt, erwiederten die Gesandten; aber Vanda ist unempfindlich gegen das Glück, Rithogars Gemahlin zu werden, ungerecht gegen seine Verdienste. Alle unsere Vorstellungen fruchteten nichts; sie begegnete uns rauh und hochmüthig, fertigte uns mit trockenen Worten ab.

— Also eine abschlägige Antwort? fragte Rithogar hastig. Leider eine abschlägige,

antworteten jene. „Und keine Hoffnung übrig?“ Keine!

Auf diese schreckliche Nachricht stand Rithogar eine geraume Zeit unbeweglich und stumm. Die fürchterlichen Worte: „Eine abschlägige Antwort! Keine Hoffnung übrig!“ hatte sein von Liebe und Sehnsucht krankes Herz wie ein Donner getroffen. Eine abschlägige Antwort, rief er öfters halb betäubt aus, eine abschlägige Antwort! und konnte nichts weiter sagen. Sprachlos und in sich selbst verschlossen gieng er seitdem herum, und fand nirgends Trost und Ermunterung; ganze Nächte brachte er in schlafloser Unruhe zu; an seinem ganzen Betragen äußerten sich die Wirkungen der Verzweifelung.

Doch vielleicht, dachte er, als er sich wieder ein wenig erholet hatte, vielleicht ist es nur die Folge weiblicher Zurückhaltung, daß sie zum erstenmale meinen Antrag verwarf; vielleicht wollte sie nur meine Standhaftigkeit prüfen. Die Weiber sind gemeiniglich von Natur stolz; sie wissen den Werth ihrer Gunstbezeugungen zu erhöhen. Unverdrossenes, inständiges Ansuchen wird die Herzogin von der Stärke meiner Liebe zu ihr überzeugen, wird

mir ihr Herz gewinnen. So wie er sich diesen schmeichelhaften Gedanken immer mehr überließ: fiengen Herz und Antlitz an, sich allmählich wieder aufzuheitern. Er wünschte zu sehr, daß sein Einfall in der Wahrheit gegründet seyn möchte, als daß er es nicht hätte hoffen sollen. Noch einmal fertigte er daher Gesandte an die Herzogin ab; ließ sie noch einmal von der Aufrichtigkeit und Heftigkeit seiner Liebe versichern, und um ihre Hand bitten.

Die Gesandten giengen, vollzogen ihren Auftrag mit noch mehr Zudringlichkeit als zuvor, und — brachten zum zweitenmale eine abschlägige Antwort zurück.

Jetzt bemächtigte sich Rithogars ein wilder Grimm. Sein ganzes Blut kam in Wallung. In seinen Augen war die eigensinnige Verwerfung seines Antrages nichts anders als baare Verachtung. Sich bei dem Bewußtseyn seiner allgemein bewunderten Vorzüge so schändlich zurückgesetzet zu sehen, war ein Fall, der ihn aufs empfindlichste beleidigte, und seine ganze Rachsucht erweckte. Rithogar, rief er aus, der den muthigsten, fürchterlichsten Feinden schon so oft die Stärke

seines

seines Armes fühlen ließ, den nie ein Feind überwand, soll schändlich einem Weibe unterliegen? Nein! Nimmermehr soll Rithogar mit diesem Schimpfe gebrandmarket umhergehen. Ich will ihr zeigen, der trotzigen Frevlerin, was es zu bedeuten habe, einen Fürsten deutschen Bluts zu beleidigen; sie soll es fühlen, wen sie verachtete, soll es bereuen, daß sie einen Fürsten von anerkannter Macht und Tapferkeit durch Uebermuth zur schrecklichen Rache reizte. Und sollte mir auch das Glück in meinem Unternehmen mißgünstig seyn: so will ich wenigst nicht ungerochen mein Leben verbluten. So sprach er, und schickte zwei Herolden nach Krakau, der Herzogin von Polen den Krieg anzukündigen.

Alles erstaunte, als die Herolden zu Krakau erschienen. Sie wurden sogleich zur Herzogin geführt. Rithogar hat uns gesandt, sagten sie, Euch zu erklären, daß ihn Euer Stolz empfindlich beleidigte. Darum wird er kommen mit einem Heere, zu rächen die Verachtung, die er durch Eure abschlägige Antwort erlitt. Seine Leute sind zahlreich und tapfer und kühn, und begeistert vom hohen Gefühle der Ehre. Sie empfinden den

Schimpf, den ihr auf ihn brachtet, so lebhaft, wie er; ein ungestümer Drang, ihm und sich Genugthuung zu verschaffen, belebet sie; sie werden drein schlagen, wie Helden, und im Sturm der offenen Feldschlachten ihres Fürsten und ihre eigene Ehre retten. Noch könnet ihr zwar das Ungewitter, das über Eurem Scheitel schwebet, von Euch, und von Eurem Lande mütterlich abwenden, wenn ihr ernstlich versprechet, ihm Euere Hand zu geben. Thut Ihr aber dieses nicht: so wisset; er ist mächtig und kriegerisch und unerschrocken; noch jederzeit hat sein tapferer Arm über seine Feinde gesiegt. Wie ein reißender Strom wird er eindringen in euer Land, wird plündern, brennen und morden, nicht schonen des schwachen Greises, nicht des zärtlichen Bräutigams, nicht des wimmernden Säuglings an der Mutter Brust. Land und Leute wird er verderben, und jede Spur Euerer Macht vertilgen, daß man sich einst an ihr ehemaliges Daseyn nicht mehr erinnere. — Also entschließet Euch, fuhren sie nach einer Pause fort, und gebt uns Euere Erklärung. — Entweder Euere Hand, oder Krieg —

So soll er dann, erwiederte Wanda, das zweite haben, weil ich ihm das erste nicht geben kann. Mit diesen Worten schickte sie die Herolden zurück.

Die meisten hatten bisher die Weigerung der Herzogin, sich mit Rithogar zu verbinden, einer dem Frauenzimmer eigenen Politik und Verstellungskunst zugeschrieben. Selbst die Polen hatten gehoffet, sie werde am Ende seine Wünsche befriedigen. Allein da es jetzt Wanda im Ernst auf einen Krieg ankommen ließ: zeigte sichs, daß man sich in seiner Hoffnung betrogen hatte. Allgemein verbreitete sich das Gerücht, Wanda habe verlängst den Göttern ewige Keuschheit gelobet, und aus dieser Ursache Rithogars Antrag verworfen. Leute hingegen, welche die Herzogin aus langem und nähern Umgang mit ihr genauer kannten, fanden den wahren Grund ihrer Weigerung in ihrem Charakter. Ein gewisser Drang, sich über alles emporzuheben, ein Streben nach höhern, als gewöhnlichen weiblichen Vorzügen machte einen der vornehmsten Züge desselben aus. Weiblicher Stolz und Herrschsucht erzeugten in ihr den Entschluß, sich nie zu vermählen. Sie hielt

es für erniedrigend, ihre Macht und die Ehre, eine ganze Nation zu beherrschen, mit einem Manne zu theilen. Lieber wollte sie selbst Fürstin, als eines Fürsten Gemahlin seyn. Nach dieser Angabe, welche so, wie die erstere, das Zeugniß einiger Geschichtschreiber, und überdieß innere, aus der Natur der Sache genommene Gründe für sich hat, brachte sie nun freilich ein Gelübde, nicht den Göttern, sondern ihrem Stolz und Ehrgeitze zum Opfer. Diese Leidenschaft vermochte so viel über sie, daß sie sich selbst durch die Schrecken des Krieges nicht davon zurückhalten ließ. Sie achtete nicht der schaudervollen Drangsale desselben, und des Ruins ihrer Länder, nicht des Blutes ihrer Unterthanen, nicht des Jammergeschreies unglücklicher Menschen.

Rithogar war bereits mit einem zahlreichen Heere in Polen eingedrungen. Seiner Drohung gemäß hatte er auf dem Marsche rings herum alles verwüstet. Die Früchte auf dem Felde wurden zertreten, Vieh und Lebensmittel, wo man sie fand, mit Gewalt weggeführt, Häuser und anderes Eigenthum der Einwohner in Asche gelegt, Männer und Weiber, Greise und Kinder entweder als Gefan-

gene fortgeschleppet; oder grausam niedergemacht. Rithogar hoffte, die Herzogin wenigst durch die wirkliche Erfüllung seiner Drohungen, und durch den Anblick des Elendes, das er bereits veranlasset hatte, und noch ferner veranlassen würde, auf andere Gedanken zu bringen. Allein Wanda blieb unbeweglich. Heldenmüthig und stolz rückte sie dem Frevler, der ihr Herz und ihre Hand mit den Waffen in der Hand sich ertrotzen wollte, an der Spitze ihrer Mannschaft entgegen. Große Hoffnung belebte sie, daß sie den muthwilligen Freier demüthigen werde. Ihrem ganzen Heere theilte sich die kriegerische Begeisterung der Herzogin, und ihre stolze Zuversicht mit. Die Krieger brannten vor Begierde, sich mit dem vermessenen Fürsten, der ihrer Herzogin Gewalt anthun wollte, zu schlagen. Kaum konnten sie den Augenblick erwarten, der sie in den Stand setzen würde, einen entscheidenden Streich zu thun.

Schon waren die Heere beider Partheien so weit vorgerückt, daß sie einander im Angesichte standen. Fürchterlich funkelten die Helme und Schwerter zu beiden Seiten die weite Ebene hinab. Das gräßliche Klirren der

Waffen und das Wiehern der Pferde und das Stampfen derselben mit ihren Hufen hätten bei partheifreiern Zusehern Schauder erwecket; bei den theilnehmenden Heeren vergrößerten sie die Streitgierde. Diese waren sich bereits so nahe gekommen, daß sie sich mit Pfeilen und Steinen erreichen konnten; da sandte Rithogar, ehe er den Angriff begann, einige der vornehmsten aus dem Heere zur Herzogin ins feindliche Lager, und ließ ihr noch einmal seine Person anbieten. Er sei, ließ er ihr sagen, eben so sehr von ihrer Macht, und von der Stärke ihrer Mannschaft überzeugt, als durchdrungen vom hohen Gefühle ihrer bewundernswürdigen Vorzüge. Sie solle ja nicht seinen Einfall in ihr Land für eine Folge stolzer Eroberungssucht, oder feindlicher Gesinnungen ansehen; derselbe sei blos die Wirkung einer heftigen, unvertilgbaren Leidenschaft, deren er nimmermehr mächtig werden könne. Würde sie sich entschließen, ihn durch ihre Hand glücklich zu machen: so würde er sogleich die Waffen niederlegen. Er beschwöre sie daher noch einmal, seinem Gesuche Gehör zu geben. Im entgegengesetzten Falle solle sie aber auch wissen, daß er fest entschlossen sei,

sich ihrer Hand mit Gewalt zu bemächtigen, es möge kosten, was es wolle. Sie solle zittern vor seinem mächtigen Arme. Sein Heer sei zahlreich und wohlbewaffnet und tapfer; es werde ausdauren im hartnäckigsten Kampfe, und nicht von der Stelle weichen, bis er sich ihrer Person todt oder lebendig werde bemächtiget haben.

Diese Zudringlichkeit, vereiniget mit so offenbaren Drohungen stählte den Eigensinn der Herzogin noch mehr. Mit dem Merkmalen des lebhaftesten Aergers entließ sie die Botschafter, und befahl ihrem Heere, gegen das feindliche vorzurükken.

Aber auch Rithogars Zorn ward nicht weniger durch diese trockene abschlägige Antwort gereizet. Ohne sich im geringsten zu bedenken, befahl er seiner Mannschaft, auf den Feind mit aller Macht loszustürmen. Die Botschafter, die ihm die unangenehme Antwort der Herzogin zurückgebracht hatten, und die meisten übrigen Vornehmen von seinem Heere waren zwar der Meinung, es sei räthlicher, vom Kriege abzustehen, als sich der Gefahr einer schimpflichen Niederlage muthwillig Preis zu geben. Die erstern hatten

nämlich, als sie ihr Fürst in das Lager der Herzogin geschickt hatte, die große Macht derselben gesehen, und bemerket, daß ihre Leute dem Heerhaufen Rithogars an Zahl weit überlegen seien. Auch sagte ihnen das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht, es sei eine Unbilligkeit, eine Fürstin zu einer ehelichen Verbindung durch Gewalt der Waffen zwingen zu wollen, welche nach allen natürlichen Rechten frei seyn müsse.

Durch diese und andere wichtige Vorstellungen, die sie öfters in einer eindringlichen Sprache wiederholten, suchten sie ihm friedliche Gesinnungen einzuflößen. Allein die Leidenschaft ist taub gegen jede vernünftige Vorstellung. Hat sich einmal ein Mensch von ihr hinreißen lassen: so kömmt er gemeiniglich nicht eher zur Vernunft zurück, als bis ihn jene in das Verderben gestürzet hat. Der Fürst blieb hartnäckig bei seinem Entschlusse; ohne Rücksicht auf die stärksten Gründe ließ er das Zeichen zum Angriffe geben.

Da trat Wanda einige Schritte von der ersten Reihe ihrer Leute hervor, und hielt an Rithogars Heer folgende Rede:

„Glaubet nicht, daß es weibliche Zaghaftigkeit und Furcht vor Euerer Macht ist, wenn ich Euch hier, ehe wir die Schlacht beginnen, ein paar Worte zu bedenken gebe. Ihr habt die Waffen gegen mich ergriffen, um Euerem Fürsten meine Hand zu erkämpfen. Wie ungereimt und widersinnig! Wann ließ sich dann die Liebe jemals durch Gewalt erzwingen? Seit Ihr so fremd in der Welt, so wenig Kenner der Menschen, daß ihr glauben könnet, äußerliche Gewalt werde meine Gesinnung ändern? Nimmermehr! Widerstand stählet die Standhaftigkeit, und erhitzet den Eifer. Ich bin ein Weib, und habe ein menschliches Herz; ich kann den unglücklichen, vergeblich seufzenden Liebhaber bedauern; aber ich fühle Haß und Abscheu vor dem Tyrann, der mir seine Liebe mit Gewalt auforingen, und meine Gegenliebe abnöthigen will. Und sollte auch mein Heer in diesem Treffen unglücklich fechten: so will ich mir lieber, wenn gar keine Hoffnung des Sieges mehr übrig seyn sollte, mein eignes Schwerdt durch die Brust stoßen, als mich den Siegern überlassen, und in eine Vermählung willigen, welcher mein ganzes Herz widerspricht.“

„Welche Vortheile könnet Ihr Euch dann sonst noch von einer Unternehmung gegen mich versprechen? Ganz gewiß keine! Im Gegentheile warten Euerer unnennbarer Schaden, blutige Niederlagen, Flucht und Schande. Ihr habt, glaubet ihr, mit einem Weibe zu thun; aber wisset, daß in dem Busen dieses Weibes mehr als männlicher Muth schlägt. Betrachtet einmal meine Mannschaft. Es fehlt ihr nicht an Menge der Waffen, nicht an Stärke und Muth. Sie hat schon oft die fürchterlichsten Feinde in den hitzigsten Treffen besiegt. Seht! sie schnaubet vor Begierde, sich mit Euch zu schlagen. Das Bewußtseyn, daß sie im Begriffe ist, für die gerechte Sache zu fechten, erhöhet ihren Muth. Vergebens pochet Ihr auf Euere Tapferkeit. Es giebt keine Macht in der Welt, die nicht durch eine entgegengesetzte zernichtet werden kann.“

„Ihr seid freie Männer, seid stolz auf Euere Freiheit, schätzet sie mit Recht als das größte Kleinod des Menschen; und Ihr wollet sie andern muthwillig rauben, die Euch nichts zu Leid thäten, und welche sie eben so hoch schätzen? Ist wohl ein solches Unternehmen

freier deutscher Männer würdig? Wenn jetzt Euere Väter, die Helden der grauen Vorzeit aufträten, und Euch hier in Schlachtordnung versammelt sähen, um der Gesinnung eines Weibes Gewalt anzuthun, würden sie Euch nicht kränkende Vorwürfe machen, daß Ihr zu den Waffen greifen konntet, um eine Ungerechtigkeit zu vertheidigen? Würdet Ihr nicht vor ihnen erröthen, und würden sie nicht mit Verachtung das Gesicht von Euch abwenden?"

„Eben darum, weil ich die Gerechtigkeit auf meiner Seite habe, ist sich mein Heer des Beistandes der Götter zum voraus gewiß. Wie? Wollet Ihr es wagen, gegen diese Euch aufzulehnen? Wollet Ihr es verwegen mit ihnen aufnehmen? — Glaubet Ihr je, daß sie gerecht sind, und Macht haben, muthwillige Ungerechtigkeiten zu bestrafen: so fürchtet Euch vor ihrem Zorn, und leget die Waffen nieder."

Diese Rede machte einen außerordentlich starken Eindruck auf Rithogars Leute. Es wäre schwer zu bestimmen, ob der Anblick des fürchterlichen Heeres der Herzogin, und die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sa-

che, oder ihre Schönheit und Beredsamkeit mächtiger auf dieselben gewirket habe. Ein allgemeines Gemurmel entstand im ganzen Heere. Jedermann sprach mit Begeisterung von ihren Reitzen; jedermann bewunderte die Klugheit und hinreißende Beredsamkeit derselben, und äußerte laut seinen Beifall. Laut mißbilligten nun schon selbst die Heerführer diesen Krieg als muthwillig und ungerecht, und verriethen gegründetes Mißtrauen auf einen guten Ausgang desselben. Auch unter dem gemeinen Manne riß eben so bald allgemeine Muthlosigkeit ein. Ein jeder weissagte sich Schande und Unglück; und gleichwie das Volk gewöhnlich zum Aberglauben geneigt ist: so wollte ein jeder schon gewisse Wahrzeichen bemerket haben, und aus solchen Vorbedeutungen auf den sichern Untergang schließen.

Rithogar erblaßte, als er diese unglückliche Stimmung der Seinigen wahrnahm. Eher hätte er sich zur Zeit, da er mit seinen Kriegern auszog, alles Mögliche vorgestellet, als daß sie einer solchen Wankelmüthigkeit fähig seyn würden. Aus allen Kräften bestrebte er sich, die Eindrücke der Rede, welche Wanda gehalten hatte, durch eine andere auszulö-

schen. Wie es dann möglich sei, fragte er sie, daß deutsche Männer, die ihre Tapferkeit schon in so manchem harten Kampf erprobet hätten, mißtrauisch auf ihre eigenen Kräfte seyn könnten? Ob sie dann nicht schon bei dem bloßen Gedanken errötheten, sich durch ein Weib von ihrem Vorhaben abschrecken zu lassen? Wie sie sich dann könnten bereden lassen, daß sein Unternehmen ungerecht und muthwillig sei? Wanda habe ja zuerst die Veranlassung zum Kriege gegeben. Ihre trockne Verwerfung seines Antrages sei ja offenbare Verachtung. Ob sich dann wahrscheinlich annehmen lasse, daß die Götter einen so sträflichen Hochmuth durch Beförderung ihres Waffenglückes begünstigen werden? Und ob ihn dann nicht seine Ehre verpflichte, eine so empfindliche Beleidigung eben so empfindlich zu rächen?

Durch diese und andere ähnliche Beweggründe suchte Rithogar seine Krieger zur Schlacht zu entflammen. Allein die Soldaten hörten die Rede an, und blieben kalt. Der Fürst vereinigte nun mit den Gründen, Bitten, Schmeicheleien, Drohungen; doch vergebens. Die Anführer des Heeres ver-

weigerten ihm jetzt offenbar den Gehorsam, und steckten das Schwert ein. Dieses Beispiel von Widersetzlichkeit der Großen steckte auch die Gemeinen an. Die meisten verließen Reihe und Glieder, und streckten ihre Waffen. Nur wenige Getreue blieben zurück.

In diesem Augenblicke bemächtigte sich Rithogars eine noch nie gekannte Empfindung. Schrecken und Schaam und Zorn und Verzweifelung wütheten fürchterlich in seinem Innern. Da er sich von beinahe allen seinen Leuten verlassen, und keine Hoffnung, seinen Zweck erreichen zu können, übrig sah: trat er hastig einige Schritte vorwärts, warf noch einmal seinen Blick auf Vanda, sah eine Weile starr und unbeweglich auf sie hin, und stürzte sich hierauf in sein eigenes Schwert.

Eine feierliche Stille entstand jetzt auf einmal im ganzen Heere. Diese rasche That des Fürsten hatte alles in Betäubung versetzt. Sowohl die Polen als die Deutschen waren äußerst gerührt, und alle ihre Geberden verriethen, daß sie den eigensinnigen Stolz und die Härte der Herzogin mißbilligten. Selbst in Vanda's Antlitz las man deutlich die

Spuren des Schreckens und der Bestürzung. Eine geraume Zeit heftete sie ihre Augen unbeweglich auf ihn, und man bemerkte, daß ihr ein stiller Seufzer entwischte.

Das deutsche Heer trat nun den Rückweg in seine Heimath an. Die Herzogin hatte alle Feindseligkeiten, welche dasselbe seit dem Anfange dieses Krieges bei dem Einfalle in ihre Länder ausgeübt hatte, vergessen, und allen Kriegern, wovon ohnehin der größte Theil nach ihrer Anrede an sie die Waffen niedergelegt hatte, freien Abzug gestattet. Niedergeschlagen über den theuren Verlust ihres tapfern, unglücklichen Fürsten kehrten sie nach Hause zurück.

Wanda sammelte gleichfalls ihre Truppen, und zog nach Krakau. Außerordentlich stark war der Zulauf des Volkes, und eben so lebhaft das allgemeine Zujauchzen der Zuschauer von beiden Seiten, als sie dort ankam. Alles wünschte ihr Glück, und erhob unter lautem Jubelgeschrei ihre Standhaftigkeit und ihren Muth. Denn Leute, welche die traurige Scene des Selbstmordes nicht persönlich gesehen hatten, waren auf die bloße Nachricht weniger davon gerührt. Auch die

Herzogin schien die Wichtigkeit ihrer Handlung zu fühlen. Mit feierlichem Ernst, und wie im Triumphe trat sie einher; äußerlich frohlockend über ihren Sieg; aber innerlich mit unaussprechlichem Schmerz erfüllet.

In dem Augenblicke, da Rithogar sich in sein Schwert gestürzet hatte, war in Wanda's Herz plötzlich, wie ein Blitz, eine noch nie gehabte Empfindung gefahren. Mitleid mit dem unglücklichen Fürsten, Schmerz über den Tod eines so tapfern, schönen Mannes, und Reue über ihr hartes Betragen gegen denselben — alles dieses stieg in ihr auf einmal auf. Mit heißer Sehnsucht wünschte sie den innigst bedauerten wieder ins Leben zurück. Kurz; es war Liebe, was sie empfand. Die Natur rächte sich an dem weiblichen Stolz, und siegte über denselben.

Seit dieser unglücklichen Begebenheit kannte die Herzogin keine Freude mehr. Wie ein Schatten schlich sie herum, bleich und ausgezehrt, und von Gram erfüllet. Bei jedem Schritte schien ihr Rithogars Geist entgegen zu kommen, und ihr bittere Vorwürfe zu machen. In der Einsamkeit und mitten in der Gesellschaft von Menschen behielt sie stets

ihren

ihren Tiefsinn. Bei Tage, und in ihren langen, schlaflosen Nächten waren Gram und Unruhe ihre Gefährten. Unaussprechlich war die Qual, welche sie ausstand. Ihre Leute waren äußerst gerührt von dem erbärmlichen Zustande ihrer Herzogin. Zärtlich für ihr Leben bekümmert suchten sie den Schmerz derselben durch Zerstreuung zu lindern. Doch alle ihre Vorstellungen, und alle Mittel zur Beruhigung, die sie hervorsuchten, waren verschwendet.

Einst, da sie, von wenigen begleitet, sich aus ihrem Schlosse begab, und an die Brücke der Weixel kam: blieb sie dort eine Zeitlang tiefsinnig stehen. Einigemale warf sie schüchterne Blicke um sich. Plötzlich rafte sie sich zusammen, und sprang in den Fluß. Die wenigen Begleiter, die sie bei sich hatte, erblaßten. Der Strom riß sie gewaltig hin, und in wenigen Minuten verschwand sie aus den Augen derjenigen, die ihr in stummer Betäubung nachsahen; denn es waren eben keine Fahrzeuge zugegen, auf denen man ihr zu ihrer Rettung hätte beikommen können. Erst nach einigen Tagen, und in einer weiten Entfernung fand man ihren Leichnam,

und bestattete ihn mit fürstlicher Pracht zur Erde.

Welche Trauer diese unerwartete Begebenheit in ihrem ganzen Lande verursacht habe, läßt sich leicht von selbst ermessen. Jedermann war untröstlich über den so theuern Verlust einer innigst geliebten Herzogin. Die wahre Ursache ihres kühnen Unternehmens wurde wenigen bekannt. Der heidnische Aberglaube suchte, wie gewöhnlich, auch dießmal einen höhern Bewegungsgrund auf, und stellte das Wunderbare an die Stelle des Natürlichen hin. Lange Zeit erhielt sich die Sage, Wanda habe, gleichwie sie den Göttern ewige Keuschheit gelobet, nun nach dem Siege aus Dankbarkeit denselben ihr Leben geopfert. Aber einer aus den Polnischen Geschichtschreibern, Mathias von Michovia scheinet doch eine geheimere Ursache geahndet zu haben. Sie brachte, saget er, den Göttern aus Dankbarkeit für den Sieg ihre eigene Person zum Opfer, damit nicht ihr Leben in der Ehelosigkeit auf irgend eine Art verwelke.

Der Verlust der allgemein geschätzten Herzogin Wanda schlug den Polen eine desto tie-

fere Wunde, da auch die weibliche Linie der Familie des Herzoges Cracus I. mit ihr erloschen. Da niemand mehr übrig war, auf den die herzogliche Würde gleichsam vermöge eines Erbrechtes hätte kommen können: so bemächtigten sich die Großen des Landes der höchsten Gewalt, und suchten sich so viel Macht zuzulegen, als ihre Kräfte gestatteten. Einer suchte sich über den andern emporzuheben, einer den andern zu stürzen, und allein zu herrschen. Daraus entstanden Partheigeist, böse Ränke, Meutereien, Gewaltthätigkeiten und innerliche Kriege, und das ganze Land seufzte lange Zeit unter den Greueln der Unordnung, der Zügellosigkeit und der Anarchie.

Der Weiberkrieg
und
das Interdikt in Polen.

Durch Klugheit in der Regierung, und durch Tapferkeit und Glück in mannichfaltigen Kriegen hatte sich Boleslaus II. welcher im Jahre 1056 den Polnischen Thron bestieg, einen ausgebreiteten Ruhm erworben. Seine kriegerischen Thaten, wodurch er sich von Zeit zu Zeit auszeichnete, glänzten so sehr hervor, daß die Bewunderung und Ehrfurcht, die man ihm deswegen zollte, noch größer waren, als seine wirkliche Macht und seine Verdienste. Ueberall erweckten sie so viel feste Zuversicht und Vertrauen auf ihn, daß viele Fürsten, denen das Glück übel mitspielte, und die sich von Mächtigern unterdrücket sahen, oder andere zu unterdrücken wünschten, zu ihm ihre Zuflucht nahmen, und Schutz oder Unterstützung bei ihm suchten.

Damals waren die Könige und Herzoge in Polen, Böhmen, Rußland und in allen Nordischen Ländern, gleichwie dieselben in zu viele Staaten zerstückelt waren, in beständige Händel mit einander verwickelt. Eifersucht, Neid, Herrschsucht, Streben nach höherer Macht, zuweilen auch gewaltthätiges Betragen, Feindschaft, Beleidigungen, erzeugt durch den noch rohen, trotzigen Charakter dieser Völker, waren die Quelle vieler blutigen Kriege. Einer suchte den andern zu unterdrücken, einer den andern aus dem Besitze seines Eigenthumes durch Gewalt zu vertreiben. Nicht das Band der Ehe, nicht die Bande der Blutsfreundschaft, nicht die Pflicht des Vaters gegen den Sohn, oder des Sohnes gegen den Vater waren heilig. Man folgte keiner andern Stimme, als der Stimme der Leidenschaft; man erkannte kein anders Recht, als das Recht des Stärkern. Selbst Völker, welche bereits den christlichen Glauben angenommen hatten, waren von wahrer christlicher Gesinnung und Tugend noch weit entfernet, ließen ihren Leidenschaften freien Zügel, kannten keine Mäßigung, blieben dem alten Aberglauben und allen Lastern er-

geben, und setzten das Wesentliche ihrer Religion nur im Aeußerlichen. Ihr Christenthum bestand größtentheils nur darin, daß sie sich taufen ließen, die vornehmsten Glaubenssätze annahmen, dem christlichen Gottesdienste beiwohnten, und sich allen Gebräuchen und Uebungen unterwarfen, welche die Priester vorschrieben. So waren damals viele Länder der Schauplatz von Meineid, Mord und andern Ungerechtigkeiten.

Dem Herzoge Bela von Ungarn hatte sein Bruder, der König Andreas, das Recht der Nachfolge in diesem Königreiche gegen sein freilich gegebenes Wort treulos entzogen. Der Herzog floh nach Polen, und erhielt dort Unterstützung. Mit einem beträchtlichen Heere, das ihm der König gab, brach er in Ungarn ein, und trug einen vollkommenen Sieg über seinen Bruder davon. In einer ähnlichen Streitigkeit rief Jaromir, ein Sohn des Briteslaus, Herzoges in Böhmen den König von Polen gegen seine nächsten Blutsverwandten zu Hülfe. Boleslaus besiegte die Gegner, und verschafte ihm vortheilhafte Artikel im Friedensschlusse.

Ermuntert durch so viele schimmernde Beispiele mächtiger Unterstützung, wandte sich auch Izaslaw, Herzog von Kiovien, da er sich in Gefahr sah, an ihn. Er war Jaroslaws, Herzoges von Rußland ältester Sohn, und hatte auf den Besitz des Herzogthumes Kiovien ein unstreitiges Recht; denn Jaroslaw hatte vor seinem Tode die Länder, die er besessen hatte, unter seine fünf Söhne getheilet, und bei dieser Gelegenheit hatte Izaslaw Kiovien zu seinem Antheil erhalten. Aber Ehrgeiz und Habsucht, die sich bei rohen Völkern zuweilen eben so gut einfanden, als sie sich heut zu Tage bei verfeinerten Nationen äußern, verführte ihn zu der Ungerechtigkeit, seinen Bruder Wzeslaw, Fürsten von Polocz, den dieses Land von seinem Vater war bestimmt worden, nebst dessen Söhnen unvermuthet zu überfallen. Mit dem Ungestümm eines Despoten nahm er sie gefangen, schlug sie in Ketten, und drohte ihnen einen grausamen Tod, wenn sie nicht allen ihren Rechten auf ihr Land auf der Stelle entsagen, und dasselbe ihm abtreten würden.

Der wehrlose Fürst unterlag mit seinen eben so ohnmächtigen Söhnen dem gewaltigen Zwange. Aber das Volk, welches seinem rechtmäßigen Fürsten mit Enthusiasmus anhieng, gerieth in Raserei über die unerträgliche Gewaltthätigkeit, und griff zu den Waffen. Zwenen seiner Brüder, Wzewold und Swetoslaw gab die Furcht vor einem ähnlichen Schicksale gleichfalls die Waffen in die Hände; sie vereinigten sich mit dem Volke, und es entstand ein blutiger einheimischer Krieg. Izaslaw, der verwegene Räuber des Herzogthumes Kiovien, ward geschlagen, und nach Verdienst aus seinem Lande vertrieben. Sein Bruder Wzeslaw ärndete, wie billig, die Früchte des Sieges. Er bekam das Land desjenigen Fürsten, der ihm das Seinige rauben wollte, in seine Gewalt. Seine Brüder setzten ihn in das Herzogthum Kiovien ein.

Herabgestürzt von seiner Höhe, aller seiner Macht und seines ganzen Ansehens beraubt, unfähig, sich aus eigener Kraft wieder emporzuschwingen, und fremder Hülfe bedürftig, kam Izaslaw als ein Flüchtling nach Polen. Auf dem mächtigen Beistande des krie-

gerischen Königs Boleslaus II. beruhte noch einzig und allein seine ganze Hoffnung. Schon so vielen Fürsten war er in ihren bedrängten Umständen beigesprungen, hatte ihnen ihre vorigen Rechte, ihr voriges Ansehen wieder gegeben. Sollte wohl er in seinem gegenwärtigen Unglücke weniger Unterstützung erwarten?

In rührenden Bildern stellte er ihm die Härte seines gegenwärtigen Schicksales vor, und bat ihn um seinen Beistand. Bei allem, was ihm heilig war, beschwur er ihn, seinen Vetter, er möchte ja nicht zugeben, daß ein Fürst aus seiner eigenen Familie gänzlich zu Grunde gehe, möchte ja sein schreckliches Unglück nicht durch gleichgültiges Zusehen vollenden, möchte ihn herausreißen aus seiner verderblichen Lage, und wieder einsetzen in sein väterliches Land.

Boleslaus schien durch die warme Schilderung seines traurigen Zustandes, und durch seine dringende Bitte gerühret. Aber im Grunde war es mehr, als Mitleid, warum er ihm seinen thätigen Beistand versprach, und einen lebhaften Antheil an seinem Schicksale nahm. Es war, was von jeher unter

Fürsten so oft statt fand, eine geheime politische Absicht, die ihn bewog, die Waffen gegen Wzeslaw zu ergreifen, und einen Krieg in Rußland zu erwecken. Er glaubte einen gerechten Anspruch auf Rußland machen zu können; leitete denselben von seiner Gemahlin Maria, einer Schwester des Russischen Herzoges Jaloslaw her. Mit Recht erwartete er von glücklichen Eroberungen in diesem Lande einen großen Zuwachs von Ansehen und Ruhm. Um seines eigenen Interesse willen lag ihm daher daran, Uneinigkeiten in Rußland anzuzetteln, oder zu unterhalten.

Mit einer ansehnlichen Macht brach der König von Polen in kurzer Zeit auf, und rückte in Rußland ein. Seinen Marsch richtete er geradezu gegen Kiovien, um den Fürsten Wzeslaw unvorbereitet zu überraschen, und aus dem Besitze eines Landes, welches derselbe seinem Vetter gewaltthätig entrissen hatte, durch einen plötzlichen Ueberfall zu verdrängen. Kaum hatte jener von dem Heranrücken dieses Feindes Nachricht erhalten, als er ohne Verzug alle seine Leute aufbot, und ein ungemein großes und wohlgerüstetes Heer auf die Beine brachte. Mit diesem rückte er den Polen un-

erschrocken entgegen. Als daher Boleslaw bereits über die Grenzen gedrungen war: fand er schon alles zu seinem Empfange bereit. Doch dem Könige entsank darum der Muth nicht im geringsten. Mit der Herzhaftigkeit eines Helden zog er wie ein Sturmwetter einher, welches sich durch keine Schwierigkeit aufhalten läßt, drang immer tiefer ins Land, und setzte dadurch den Herzog Wzeslaw in einen so eingreifenden Schrecken, daß sich derselbe plötzlich voll Verzagtheit und Furcht mit einem kleinen Gefolge von der Armee wegschlich.

Kaum wurden die übrigen Russen die heimliche Entfernung ihres Fürsten gewahr, und sahen, daß zugleich mit dem Feinde auch ihre Gefahr immer näher heranrücke: so breitete sich die Furcht auch unter ihnen allgemein aus. In der größten Eile verließ die ganze Armee ihr Lager, und zerstreute sich. Ohne Hinderniß drang nun der König von Polen nach Kiovien, in der Absicht, diesen Ort zu belagern. Doch hier bedurfte es nicht einmal mehr der Mühe einer förmlichen Belagerung. Boleslaw foderte die Einwohner auf, sich zu ergeben, und nach einigen Unterhandlungen wur-

den ihm die Thore geöfnet. Beinahe nichts war nun mehr übrig, was sich seinen weitern Fortschritten entgegen setzen konnte. Die Hauptstadt war nun erobert; Izaslaw, als natürlicher Herzog wieder eingesetzt; die übrigen Städte und Oerter sahen sich genöthiget, sich gleichfalls dem Sieger bald zu unterwerfen. Wohin sich Boleslaw immer wandte, kam ihm das Glück entgegen. Alles, was Wzeslaw seinem Bruder entrissen hatte, fiel ohne Schwertstreich in seine Gewalt. Nur die Stadt Premislaw widersetzte sich hartnäckig. Aber der König belagerte sie, und eroberte sie in einem glücklichen Sturm. So kamen alle Oerter, welches Izaslaw durch die Gewalt seines Bruders verloren hatte, wieder in die Gewalt ihres rechtmäßigen Herrn.

Unter den Eroberungen eignete Boleslaus sich selbst nichts zu, als Perzemytlia. Gerade dieser Ort war es, auf welchen er seiner Gemahlin Maria wegen alte Ansprüche zu haben geglaubt hatte. Er versah denselben mit einer geringen Besatzung, und trat mit seinem übrigen Heere den Rückmarsch an. Aber kaum hatte er sich den Grenzen seines

eigenen Landes ein wenig genähert, als er sich durch eine plötzliche Veränderung der Dinge genöthiget sah, wieder umzukehren, und den Krieg in Rußland von Neuem zu beginnen.

Unter den obengenannten Brüdern, deren jedem, wie bereits gemeldet worden, nach der Verordnung ihres Vaters eine besondere Provinz war zu Theil geworden, waren neue Uneinigkeiten ausgebrochen. Das Volk nahm Theil an dem Zwist; der eine Theil begünstigte diesen, der andere jenen Bruder, so wie einen jeden besondere Neigung, oder Hoffnung irgend eines Vortheiles dazu bestimmte, und es entstand auf diese Art ein einheimischer Krieg, welcher viel Blut würde gekostet haben, wäre er nicht durch die Dazwischenkunft des Königs von Polen sogleich in seinem Keim erstücket worden. Die erste unglückliche Folge dieser gefährlichen Streitigkeit war bereits diese gewesen, daß Izaslaw durch seine unruhigen Brüder aus dem Besitze seines Eigenthumes, des Herzogthums Kiovien wieder vertrieben ward. Aber raschen Schrittes eilte Boleslaw nach den bereits eroberten und wieder verlornen Gegenden hin, mit dem fe-

sten Vorsatze die Rebellen zu demüthigen, und seinem vertriebenen Vetter das Land, aus welchem derselbe zum zweitenmale war gestoßen worden, wieder in die Hände zu liefern. Er war ernstlich entschlossen, das Schwert nicht eher einzustecken, als bis ganz Rußland beruhiget, und sein Ansehen in diesem Lande fest gegründet seyn würde.

Allein dießmal war sein Unternehmen mit weit größern Schwierigkeiten verbunden. Er fand bereits das ganze Land in einem allgemeinen Aufstande begriffen; alle Pässe und Städte und Burgen waren mit einer zahlreichen Mannschaft besetzt; mit rasender Schwärmerei vertheidigte jede Parthei ihre Sache. Lange Zeit belagerte der König die Hauptstadt Kiow; lange wehrte sich die Besatzung mit äußerster Hartnäckigkeit; eine große Anzahl Polnischer Truppen kam bei dieser Belagerung um. Schon verzweifelte Boleslaw an einem guten Erfolge seines Unternehmens; denn an der Eroberung der Hauptstadt des Herzogthumes war alles gelegen; schon warf er sich traurig die Frage auf, ob es nicht besser wäre, sich zurückzu-

ziehen? Endlich that die Natur dasjenige, was alle Tapferkeit nicht bewirken konnte.

In Kiow verbreitete sich unter der Garnison und den Einwohnern eine gefährliche Seuche. Bei einer Nation, welcher die Reinlichkeit gar nicht bekannt war, mußte das Zusammendrängen einer zu großen Anzahl Menschen an einem und demselben Orte nothwendig ein solches Uebel hervorbringen. Dazu kam noch die Hungersnoth, welche, wie die Krankheit selbst, von Tage zu Tag immer fürchterlicher um sich griff; denn der König von Polen hatte bisher die Stadt immer eingeschlossen, und ihr alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten. Eine beträchtliche Anzahl streitbarer Männer hatte die verderbliche Seuche bereits aufgerieben, und noch täglich rafte der unbarmherzige Tod einige weg. Die Macht und Mittel zur Vertheidigung wurden zusehends schwächer; die Aussichten immer trauriger. Der Gedanke an diesen unglücklichen Zustand, besonders an die fürchterlichen Folgen eines längern Ausdauerns in dieser Lage brachte endlich die Verzweifelung der Einwohner und der Besatzung aufs Höchste. Nach wiederholter Auffoderung standen sie von

weiterer Vertheidigung ab, und übergaben die Stadt dem Könige Boleslaw von Polen. Da diese Hauptstadt sich einmal ergeben hatte: so mußten in kurzer Zeit auch das platte Land und die übrigen Städte fallen.

Dieser glückliche Sieg erfüllte die Wünsche des Königs vollkommen. Er erwarb sich dadurch die Macht, mit dem ganzen Lande nach seiner Willkühr zu verfahren, und machte es dem Königreiche Polen zinsbar. Seinen Vetter Izaslaw setzte er zwar wieder ein, aber nicht als unabhängigen Herrn, sondern gleichsam als seinen Statthalter. Doch betrug er sich gegen die überwundenen Einwohner nicht mit der gewöhnlichen Härte des stolzen Siegers, welchem Menschlichkeit unbekannt ist. Er bewies durch die Behandlung derselben, daß auch in dem Herzen eines Fürsten aus einer ungebildeten, rauhen Nation Versöhnlichkeit und Großmuth Platz habe. Die Gelindigkeit, mit der er ihnen begegnete, verschafte ihm ungemein viel Achtung und Ruhm. Aber eines andern Umstandes wegen ward ihm sein glänzender Sieg, anstatt ihm wahren Vortheil zu bringen, vielmehr zum Verderben.

Kiovien

Kiovien war die reicheste, aber auch in Ansehung der Sitten die verdorbenste Stadt im ganzen Norden. Der Reichthum hatte Ueppigkeit und Schwelgerei, und diese eine Menge anderer Laster erzeugt. Hurerei, Ehebruch und alle Ausschweifungen in der Wollust waren dort allgemein herrschend. Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen überließen sich ohne Scheu den schändlichsten Lüsten. Man kannte in diesem Stücke weder Schaam, noch Mäßigung. Das täglich vor Augen schwebende Beispiel einer so angenehm scheinenden Lebensart mußte nothwendig einen verderblichen Einfluß in das Herz eines jungen, feuerigen Fürsten haben, welcher im Gefühle, daß er sein eigener, ganz unabhängiger Herr, und keinem Menschen von seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen verbunden sei, nichts kannte, was ihn von willkührlicher Befriedigung jeder Leidenschaft zurückhalten konnte. Boleslaus, welcher die Einwohner Kioviens so rühmlich besiegt hatte, ließ sich von diesen Weichlingen auf die schändlichste Art selbst wieder besiegen. Uneingedenk seiner Würde und vorigen Tapferkeit ließ er sich durch Weiber einer überwun-

denen Nation fesseln, ergab sich den Wollüsten aller Art ohne Maaß, vergaß die Pflichten eines Helden und Fürsten, vergaß Ehre, guten Namen und alles, und lebte beinahe für nichts mehr, als für seine Weiber.

Diese entehrende Veränderung in der Lebensart des Königes wirkte auch auf seine Untergebenen; wie dann gewöhnlich das Beispiel der Fürsten, zumalen, wenn es böse ist, und den Sinnen der Menschen schmeichelt, ungemein ansteckend ist. Die Polen, welche sich mit ihm in Kiovien aufhielten, fanden bald Geschmack an den Sitten der Einwohner, und ihres eigenen Fürsten, an einem sorgenlosen, bequemen und sinnlichen Leben, und gewöhnten sich nach und nach zu sehr an dasselbe. Zu ihrer Schande legten sie ihren ehemaligen Ernst, ihren kriegerischen Geist ab, und sanken zu weichlichen Sklaven der Wollust herab. Mit viehischer Begierde und Unersättlichkeit jagten sie unaufhörlich ihren schändlichen Lüsten nach; entnervet lagen sie stets in den Armen feiler Dirnen, und dachten nicht mehr an ihr Vaterland, nicht an ihre Verwandten zu Hause, nicht mehr an ihre Weiber und Kinder.

Eine beträchtliche Reihe von Jahren waren bereits die Polen von ihrer Heimath entfernet; denn in einem Zeitraume von sieben Jahren war der König wegen seiner Kriege in Rußland und an andern Orten nur ein einzigesmal in seine Staaten gekommen. Während daß sie in Rußland ihre Tage im Taumel des gröbsten sinnlichen Vergnügens zubrachten, rissen auch zu Hause Unordnung und Verwirrung ein. Bei dem Mangel an Aufsicht und Handhabung der Gesetze, welcher die natürliche Folge der langen Abwesenheit des Königs war, handelte ein jeder nach seinem Belieben, beförderte ein jeder sein Privatinteresse, und fröhnte seiner Leidenschaft. Man nahm nicht mehr auf die Gesetze, nicht mehr auf die Wohlfahrt des Ganzen, nicht mehr auf seine eigene Ehre Rücksicht; alle Ordnung der Dinge verschwand, alles ward aus seinen Fugen gerissen.

Aber bei weitem die gröbste Verwirrung richteten in diesem Lande unstreitig die Weiber an. Als sie von dem schändlichen Lebenswandel ihrer Männer in Kiovien Nachricht erhalten hatten: stieg ihre Eifersucht und Wuth aufs höchste. Wären die Männer zur Zeit

dieser ihrer heftigsten Raserei zugegen gewesen, oder eben von ihrem letzten Feldzuge zurückgekommen: sie hätten in Gefahr gestanden, sämmtlich von ihnen ermordet zu werden; denn der Zorn eines Frauenzimmers ist fürchterlich, und es raset im höchsten Sturme der Leidenschaft allemal heftiger, als eine Mannsperson. Mit Blicken voll Wuth, und unter wilden Geberden rannten sie, wie unsinnig, umher, und gräuliche Flüche und Drohungen ertönten von allen Seiten. Sich von ihren Männern auf die Seite gesetzt, ausländischen feilen Dirnen aufgeopfert, gänzlich vergessen, verachtet, beschimpfet zu sehen, war für sie höllische Qual, die ihre Rachsucht im höchsten Grad erweckte. Da sie aber während der Abwesenheit ihrer Gatten kein Mittel fanden, dieselbe auf irgend eine Art zu befriedigen: so verfielen endlich die feuerigsten aus ihnen auf den Gedanken, sich durch Wiedervergeltung zu rächen. Laßt uns eben so handeln, sagten sie unter sich, wie unsere treulosen Männer handelten; ihnen zum Trotze laßt uns sie mit gleicher Münze bezahlen. Haben wir nicht ebendieselbe Freiheit, wie sie? nicht Mittel genug, uns zu entschädigen?

pa: 33.

J. R. Mallenbecker inv. et fec.

Seht! welchen Vorrath an schönen, wohlgewachsenen, nervigten Jünglingen wir haben! Was hindert uns dann, uns in ihren Umarmungen schadlos zu halten? Laßt uns jene Lust genießen, die unsere Gatten uns treulos entzogen haben; laßt uns empfindliche Rache an ihnen ausüben, indem wir uns unserer jungen Mannschaft anstatt ihrer bedienen. So sprachen sie, und setzten ihren auffallenden Entschluß sogleich ins Werk. Jünglinge aus dem Stande der Edlen und Freien, und selbst Knechte wählten sie sich, zeigten sich mit ihnen öffentlich, als wären sie ihre Ehemänner, nahmen sie mit in die Betten derselben, und machten aus ihrem vertraulichen Umgange mit ihnen nicht das geringste Geheimniß.

Einige Frauen, deren Ehrgefühl feiner war, erschraken freilich über diesen seltsamen, kühnen Schritt. Mit weiblicher Schamhaftigkeit wandten sie ihr Gesicht weg, und hefteten ihren Blick zur Erde, wann ihnen der Antrag gemacht wurde, das Betragen der übrigen nachzuahmen. Mit Verachtung und Abscheu sprachen sie von einem solchen Lebenswandel, und waren fest entschlossen, ihrer Tugend und Ehre standhaft getreu zu blei-

ben. Allein die meisten hatten sich durch das verführerische Beispiel derjenigen, welche zuerst den Ton zu dieser neuen Lebensart angegeben hatten, schon hinreißen lassen, und nach und nach folgten auch die übrigen ungeachtet des heldenmüthigen Vorsatzes dem allgemeinen Beispiele. Dazu trugen vorzüglich auch die Jünglinge in Krakau, die bei der Einführung dieser neuen Lebensart ihre Rechnung fanden, das Ihrige nach allen Kräften bei. Als sie sahen, daß sich bei weitem der größte Theil der Frauen ohne Scheu und Zurückhaltung ihren Liebhabern überließ, und daß sie es zur Mode gemacht hatten, mit ihnen in der engsten Verbindung zu leben: so wandten sie alle ihre Beredsamkeit an, um auch die übrigen, welche ihre Tugend bisher noch bewahret hatten, zu ihren Absichten zu stimmen. Vorstellungen aller Art, Schilderungen von der Verachtung, womit ihre Männer im Auslande von ihren Gemahlinnen sprachen, und von der Schadenfreude, die sie öffentlich an den Tag legten, künstlich aufgestutzte Beweise von der Nothwendigkeit, sich zu rächen, Bitten, Schmeicheleien und mehr andere Mittel mußten dazu dienen, sie

zu gewinnen. Einigen hinterbrachten sie boshaft die erdichtete Nachricht, ihre Männer seien bereits im Kriege umgekommen, oder eines natürlichen Todes gestorben; andere zwangen sie sogar mit Gewalt, sich ihren Begierden unbedingt zu überlassen. So nahmen dann Ehebruch, Nothzucht und andere wollüstige Ausschweifungen in Krakau allgemein überhand, und selbst die Töchter, gereizet durch das anlockende Beispiel ihrer Mütter, führten eben dieselbe Sitte unter sich ein, warfen sich ohne Scheu in die Arme ihrer Liebhaber, und gaben sich den Lüsten derselben Preis. Unter allen Frauen dieses Ortes befand sich nur eine einzige, welche, ihrem Gemahle getreu, sich standhaft gegen alle Verführung verhielt, und nebst ihren zwo Schwestern dem allgemeinen Sittenverderbniß entgieng. Diese war Margaretha, Gemahlin des Grafen Nicolaus von Zemboisiu. Die Heftigkeit, mit welcher ihr die ausgelassenen Jünglinge zusetzten, überstieg alle Grenzen der Bescheidenheit. Weder sanfte Vorstellungen, noch ernstliche Verweise, und der Anblick der Tugend, welche sonst auch Bösewichtern Ehrfurcht für sie einflößet, wa-

ren im Stande, die ausschweifenden Jungen im Zaume zu halten. Mit einem so unverschämten Ungestüme drangen sie auf die Erfüllung ihres Verlangens, daß sich Margaretha genöthiget sah, sich den Augen derselben durch die Flucht zu entziehen. Sie floh heimlich mit ihren zwo Schwestern in einen Thurm, und hielt sich darin verborgen. Die Eingänge blieben die ganze Zeit hindurch, als sie darin verweilte, verschlossen. Ihre Leute, welche um ihren Aufenthalt wußten, kamen täglich heran, und reichten ihnen vermittelst eines Seiles, das sie aus dem Fenster herablaufen ließen, die nöthige Nahrung. Auf solche Art sicherten sie sich vor den frechen Nachstellungen der Wollüstlinge.

In Rußland lebten indessen die Männer sorgenlos im Taumel sinnlicher Freuden. Lange Gewohnheit und Uebung hatte sie immer fester in die Netze des Lasters verstricket. Sie hatten sich bisher wenig gesehnet, zu Hause im Zirkel ihrer Familie reines Vergnügen zu genießen. Wenig, oder gar nicht hatten sie an ihre Gattinnen und Kinder gedacht. Aber unvermuthet langte in Kiovien die Nachricht von der neuen Lebensart

ihrer Weiber und Töchter, und von ihren Ausschweifungen an; die Sage von ihrer Untreue und allgemeinen Zügellosigkeit ward immer stärker, und bestätigte sich. Da entstand endlich unter den Männern eine ungemein große Bewegung. Sie, welche selbst Pflicht und Treue vergessen, und zur empfindlichsten Kränkung ihrer Gattinnen einen ärgerlichen Umgang mit andern Mädchen gepflogen hatten, waren nun ergrimmet, daß ihre Frauen den Ehevertrag mit ihnen als gebrochen betrachteten, und zu ihrer Schadloshaltung und zur Befriedigung ihrer Rachsucht selbstgesuchten Liebhabern alle jene Vertraulichkeit und Freiheiten gestatteten, welche ihres Erachtens nur ihnen allein zustänben.

Jetzt erst erwachte die Vernunft unter ihnen, und mit derselben das Gefühl der Schaam und die Reue über ihre Vergehungen. Sie sahen es ein, daß sie ihre Frauen sehr grob beleidiget hatten; sie fühlten es aber auch, daß sie von denselben entgegen höchst empfindlich beschimpfet worden. Ihre Erbitterung gegen ihre Frauen war zugleich eine Erbitterung gegen sich selbst. Heftige Vorwürfe über ihr bisheriges Betragen machten sie sich; noch

heftigere aber ihrem Könige. Ihm schrieben sie laut diese ihre Beschimpfung zu. Hätte er sich nicht in den Pfuhl schändlicher Sinnlichkeit so tief versenket: so würden auch sie nicht so unmäßig sich den Ausschweifungen überlassen, und durch ihr Betragen ihren Frauen Anlaß gegeben haben, sich auf diese entehrende Art an ihnen zu rächen. Ihn schrien sie öffentlich als den Urheber ihrer Schande aus; er hatte sie durch sein Beispiel verführet.

Unmöglich war es ihnen, länger in diesem schimpflichen Zustande zu bleiben, und denselben gleichgültig zu ertragen. Fest entschlossen, ohne Verzug in ihr Vaterland zurückzukehren, und die Liebhaber ihrer Gemahlinnen durch eine empfindliche Rache zu züchtigen, begaben sie sich zu dem Könige, und verlangten von ihm die Entlassung von der Armee. Allein ihr Verlangen blieb unerfüllet. Der König, der den Wankelmuth und die Treulosigkeit der Russen schon kannte, befürchtete nicht ohne Grund, sie möchten, wenn er durch die Entlassung des größten Theiles seines Heeres seine Macht in diesem Lande schwächte, von ihrem Fürsten neuerdings abfallen, und sich seiner Oberherrschaft entziehen.

Einen großen Theil seiner Leute ließ er nicht einmal vor sich. Aber auch die übrigen erhielten keine günstige Antwort. Anstatt ihre Hoffnung zu befriedigen, fuhr er in einem rauhen, hochmüthigen Tone auf sie her, und schlug ihnen ihr Gesuch mit trockenen Worten ab.

Diese Behandlung erfüllte die Polen mit dem lebhaftesten Aerger. Noch nie waren sie über den König so sehr entrüstet gewesen, wie jetzt. Dazu kam noch das schmerzliche Gefühl der Schaam über ihre erlittene Beschimpfung, und die Rachsucht gegen ihre Nebenbuhler, welche mit jedem Tage heftiger wurde. Der Widerstand, den sie durch die abschlägige Antwort des Königs erfuhren, reizte dieselbe noch mehr. Alle diese Empfindungen wirkten jetzt auf einmal so mächtig auf sie zusammen, daß sie ihm nun vollkommen den Gehorsam entzogen, und seinem Befehle geradezu entgegen handelten. In aller Stille entfernten sie sich aus dem Lager, und eilten in forcirten Märschen nach Hause, um dort ihr großes Vorhaben auszuführen.

Die Nachricht von ihrem Heranmarsche gieng bereits vor ihnen her, und langte vor

ihrer Ankunft in Polen an. Entweder war es Furcht vor einer grausamen Rache der Ehemänner, oder feste Anhänglichkeit der Frauenzimmer an ihre Liebhaber, und ernster Entschluß, sich von denselben nicht trennen zu lassen — genug; die Frauen erschraken, als sie die unerwartete Neuigkeit hörten, daß ihre Gatten bereits heranrückten. Die äußerste Bestürzung drückte sich in ihren Mienen, in ihren Geberden und Handlungen aus. Alles gerieth in Unruhe und Verwirrung; alles zitterte, alles war in Verlegenheit. Unentschlossen liefen die Weiber und ihre Liebhaber umher, wollten Rath schaffen, und wußten nicht, was sie thun sollten. Doch nach einer kurzen Zeit dieses Taumels, der ihnen die Gegenwart des Geistes geraubet hatte, erholten sie sich wieder, und faßten den kühnen Enschluß, sich gegen die heranrückenden Männer zur Wehre zu stellen, und ihnen mit gewaffneter Hand den Eintritt in das Land zu versagen. Dadurch hofften sie die Züchtigung zu vermeiden, oder ihre bisherige Lebensart und Verfassung zu sichern. Sogleich rafften die Weiber Waffen in Menge zusammen, versahen damit ihre Beischläfer, ließen

durch selbige alle Posten und Eingänge besetzen, und begaben sich selbst um der Sicherheit willen in die festesten Oerter.

Schon waren die Männer aus Rußland bis an die Grenzen Polens herangerücket, als sie zu ihrem Erstaunen ein wohlgerüstetes Heer junger Leute erblickten, welche entschlossen waren, sich ihnen zu widersetzen, und den Eintritt in das Land streitig zu machen. Bald bemerkten sie, daß diese ihre Gegner einzig und allein die jungen Leuten seien, welche für ihre neuen Weiber und für ihre und derselben Sicherheit stritten. Dieser Anblick versetzte sie in die äußerste Raserei. Sogleich begann eines der hitzigsten Gefechte. Die einen bestrebten sich mit der größten Herzhaftigkeit vorzurücken, und mit Gewalt in das Land einzudringen; mit eben so großer Hartnäckigkeit setzten sich die andern entgegen. Die einen begeisterte die Liebe zu ihren Weibern, die andern die Rachsucht. Beide fochten mit beispielloser Hitze. Mehrere Stunden hatte bereits das Treffen gedauert; mit der äußersten Anstrengung hatten beide Partheien gefochten; aber doch immer mit gleichem Erfolge, ohne daß die eine, oder die andere wich.

Blut war in Strömen geflossen; auf beiden Seiten war eine beträchtliche Zahl tapferer Krieger gefallen. Endlich gelang es den Jünglingen, nach einem ungemein hartnäckigen Kampfe, ihre Gegner zu überwältigen, und zum weichen zu bringen.

Aber die Männer fühlten das Schimpfliche, sich von jungen, noch ungeübten Kriegern schlagen zu lassen; ihr Andenken an die von ihnen erlittene Beleidigung erwachte mit neuer Stärke, und mit demselben wuchs die Erbitterung. Bald sammelten sie sich wieder, und griffen zum zweitenmale an. Nun eröffnete sich eine schaudervolle Scene. Mit einer Wuth, die kaum jemals ihres Gleichen hatte, drangen sie unter einem entsetzlichen Gemetzel mitten durch die feindlichen Schwerter. Nichts war im Stande, ihre Uebermacht zu hemmen. Wie ein außerordentlicher Sturmwind, der unaufhaltsam fürchterlich fortbrauset, und jedes Hinderniß mit Gewalt niederstürzet, schlugen sie sich durch, und kamen bis zu den Thoren von Krakau.

Doch hier fand ihre Tapferkeit aufs Neue Grenzen. Mit einem Ungestümme, welcher gewöhnlich nur die Folge einer im höchsten

Grad erhitzten Leidenschaft ist, stürmten sie zwar auf die Stadt los, und sie wiederholten die Anfälle so oft, daß jedermann nothwendig glauben mußte, sie würde eine so große Gewalt des Feindes nicht aushalten können; allein die zahlreiche Besatzung, und die Einwohner und unter diesen sogar die Weiber, die sich alle bewaffnet hatten, thaten einen äußerst muthigen Widerstand, und schlugen jeden Sturm, war er auch noch so heftig, und wurde er noch so oft wiederholet, mit einer musterhaften Tapferkeit ab. Zu dem thaten die Belagerten öfters glückliche Ausfälle auf den Feind; ihnen gesellten sich oft kleinere Polnische Heerhaufen zu, welche aus andern Oertern den Einwohnern von Krakau zu Hülfe kamen; und es entstanden bei dieser Gelegenheit sowohl kleinere Gefechte, als ernstliche Treffen, welche zwar beiderseits ungemein blutig, aber doch gemeiniglich zum Nachtheile der Belagerer ausfielen.

Eine geraume Zeit hatten sie bereits fruchtlos mit dieser Belagerung zugebracht. Schon schienen die Belagerer ihre Kräfte beinahe erschöpfet zu haben; es hatte das Ansehen, als stünde ihnen nichts anders bevor, als ein

schimpflicher Abzug. Da sie voll Bestürzung diesen traurigen Gedanken nachhiengen: erschien unvermuthet der König Boleslaus mit jener kleinen Zahl Polen, welche, seinen Befehlen getreu, bei ihm in Rußland zurückgeblieben waren, und mit einer andern sehr beträchtlichen Armee, welche aus Russen bestand. Jetzt verwandelte sich ihre Bestürzung auf einmal in erquickende Hoffnung, und ihr Muth verdoppelte sich. Verstärkt durch ein so ansehnliches Heer, als der König mit sich brachte, konnten sie sichere Rechnung auf einen vollkommenen Sieg machen.

Boleslaus war in der Absicht gekommen, die Weiber für ihre Untreue, und die Beischläfer derselben für ihre unverschämte Verletzung fremder Rechte nach Verdienst zu bestrafen. Nebst diesem hatte er aber auch noch einen andern Zweck, nämlich die Polen, welche gegen seinen Befehl sein Heer in Rußland verlassen hatten, für diesen Ungehorsam zu züchtigen. Doch da es hauptsächlich und zuerst darum zu thun war, sich der Hauptstadt Krakau, welche die feindselige Gesinnung der Weiber und ihrer Liebhaber ihnen noch immer verschlossen hielt, zu bemächtigen,

und

und da der kräftige Widerstand derselben eine gemeinschaftliche Zusammenwirkung erfoderte: so war er genöthiget, seine letztere Absicht noch zur Zeit zu verbergen. Er stieß daher seine Truppen zur Belagerungsarmee, und beide fiengen nun neuerdings mit vereinigten Kräften an, die Stadt zu bestürmen. Lange Zeit brachten sie mit heftigen Angriffen zu; mit unermüdeter Anstrengung wiederholten sie selbige; aber mit nicht weniger Hitze widersetzte sich die Gegenparthei. Mit der äußersten Verzweifelung wehrten sich die Weiber und ihre Beischläfer nebst der übrigen Besatzung der Stadt. Mehrmalen sammelten sich andere Heerhaufen, die gleichfalls die Sache der Weiber als ihre eigene vertheidigten, und griffen den König mit den übrigen an, um die Stadt zu entsetzen. Oft thaten die Belagerten wüthende Ausfälle, und allemal fielen blutige Treffen vor. Schrecklich waren die Niederlagen, welche die Königlichen mehrmalen erlitten. Aber nach vielen heftigen Gefechten und Anfällen gelang es diesen doch, den entkräfteten Feind zu überwältigen. Wie ein reißender Strom drangen sie unaufhaltbar in die Stadt, und wen sie mit

den Waffen in der Hand trafen, der ward ohne Schonung niedergehauen. Eine schreckliche Gruppe gab das Mordgeschrei der Sieger, und das Klirren der Säbel, und das Heulen und Händeringen der Weiber und die allgemeine Verwirrung.

Jetzt, da alles gedemüthiget; die ganze feindliche Gewalt unterdrücket war, sah sich Boleslaus im Stande, seine Rachsucht nicht nur gegen diejenigen, welche sich aus seinem Lager in Rußland treulos entfernet hatten, sondern auch gegen die Weiber und ihre Liebhaber, als Veranlasser dieser Entfernung, zu stillen. Wer von den Vertheidigern der Stadt dem Mordschwert entgangen war, verschmachtete entweder in gräßlichen Gefängnissen, oder gab seinen Geist unter der Folter auf. Auch die Weiber mußten seinen Zorn fühlen. Ihre Männer hatten ihnen großmüthig vergeben. Bitten, Schmeicheleien, Liebkosungen, und alle jene, dem weiblichen Geschlecht eigenen Künste, wodurch auch Wüthriche gemeiniglich besänftiget werden, hatten die erbitterten Herzen der Männer besiegt, und sie zum Mitleid und zur Nachsicht gestimmet. Aber des Königs Herz bewohnte kein

so edles Gefühl. Die Bemerkung wurde schon oft gemacht, und bestätigte sich jederzeit, daß Wollust und Grausamkeit sehr oft in einer und derselben Person vereiniget sind. Ohne sich zu erinnern, daß er selbst der Urheber der bösen Sitten in Krakau sei, verfuhr er gegen die Weiber mit den härtesten, zum theile ganz unnatürlichen Strafen. Er soll ihnen, wie einige Geschichtschreiber versichern, ihre Kinder, die sie im Ehebruche geboren hatten, haben entreißen, und wegwerfen lassen. Er ließ, sagen die Schriftsteller weiter, junge Hunde an ihre Brüste setzen, und zwang sie, selbige zu saugen.

Nicht weniger hart verfuhr er gegen diejenigen, welche Treue und Gehorsam gegen ihn gebrochen, und sich des eigenmächtigen Abzuges von seiner Armee schuldig gemacht hatten. Die Urheber dieser schändlichen Untreue, welche die andern dazu verführet hatten, bestrafte er mit dem Tode. An den übrigen rächte er sich auf verschiedene Art. Einigen zog er die Güter ein, andere warf er in düstere Kerker. Manchen wurden Lebensstrafen und grausame Folter zu Theil.

Hätte sich Boleslaus nur gegen die Verbrecher allein so unversöhnlich bewiesen: so hätte man seine Härte vielleicht als eine Wirkung seiner strengen Gerechtigkeitsliebe betrachtet, und das, was er unternahm, ohne Murren geschehen lassen. Allein der König gieng jetzt viel weiter. Er, der sich ehe durch seine Heldenthaten im Kriege den Namen des kühnen, durch seine Güte den ehrenvollen Beinamen des Freigebigen verdienet hatte, änderte seinen Charakter, und ward nun ein grausamer Despot. Hartherzigkeit wurde bei ihm bald zur Natur; an Verfolgungen und Strafen schien er seine Freude zu haben. Nicht zufrieden, seine Rachsucht an den Verbrechern zu sättigen, ließ er einen jeden ohne Unterschied die Wirkungen seiner Tyrannei fühlen. Seine Laune war sein Gesetz, seine Hartherzigkeit die Richtschnur seiner Handlungen. Seine Unterthanen seufzten unter seinen Verfügungen, unter der Last neuer und schwerer Abgaben, die er immer häufiger foderte, und unter einer Menge anderer Bedrückungen. Nebst allen diesen bösen Eigenschaften, wodurch er die Geisel des Volkes ward, überließ er sich gänzlich der Trägheit und Wollust,

welche ihn zum Gegenstande des allgemeinen Abscheues machten. Um nichts bekümmerte er sich mehr, was das Beste seines Landes betraf; kein Gegenstand der Regierung war so wichtig, daß er ihn seiner Aufmerksamkeit würdigte. Macht und Wohlstand seines Staates, weise Gesetzgebung und Handhabung der Gesetze, Ruhe und Sicherheit der Untergebenen, alles vernachlässigte er. Recht und Gerechtigkeitspflege hörten auf; jeder konnte ungestraft den andern beleidigen; Betrügerei, Raubsucht, Mord, und alle Arten von Ungerechtigkeiten rissen ein; niemand fand gegen Gewaltthätigkeiten des Mächtigern Schutz, oder Genugthuung für erlittenes Unrecht. Genuß der groben sinnlichen Lüste war alles, was sich der König angelegen seyn ließ. Diesen jagte er mit viehischer Begierde nach; um diese zu sättigen, erlaubte er sich alles. In Krakau lebte damals Christina, ein Frauenzimmer vom Adel, Gemahlin eines Vornehmen, Mescislaus mit Namen. Sie war jung, von treflichem Wuchse, und ungemein schöner Gesichtsbildung. Boleslaus sah sie, und brannte vor Begierde nach ihrem Genusse. Mit Gewalt entriß er sie ihrem Ge-

mahle, und mißbrauchte sie zu seinen schändlichen Absichten.

Diese schändliche Aufführung des Königs erzeugte die lebhafteste Unzufriedenheit unter dem Volke. Jedermann sprach mit Verachtung und bitterm Groll von ihm, von seinen Lastern, seinen Ungerechtigkeiten, seiner Trägheit und Weichlichkeit; jedermann haßte und verabscheuete ihn. Laut schalt man ihn überall einen Wollüstling, einen Verführer, einen Tyrann.

Da der Lebenswandel und das Betragen des Königs gleichsam mit jedem Tage sich verschlimmerte, und sein Beispiel immer mehrere Menschen, besonders aus dem Stande der Edlen und Mächtigern ins Verderben zog; da Gewaltthätigkeit, Zügellosigkeit und Unordnung immer heftiger einrissen, und alles, was unter dem Drucke der Verbrechen und Laster seufzte, murrte, und aufs höchste gespannet war: wagte endlich der Bischof zu Krakau, Stanislaus Szezepanow, den Versuch, den König auf bessere Wege zu bringen. Der Bischoff war ein betagter, ernster, tugendhafter Mann, ein warmer Verehrer der Religion, ein eifriger Vertheidiger alles dessen,

was er als gut und billig erkannte, ein Schützer der Tugend, ein geschworner Feind des Lasters. Die Nachwelt nannte ihn einen Heiligen.

Gerührt von dem Unglücke, in welches die Trägheit und die Tyrannei des Königs das ganze Land stürzte, begab er sich zu ihm. In dem sanften Tone eines redlich warnenden Freundes stellte er ihm sein Betragen vor, ermahnte ihn, bat ihn, beschwor ihn, seine bösen Sitten ja abzulegen; Er sollte ja nicht sich, den Seinigen, und dem ganzen Lande ein großes Unglück zuziehen. Laster seien an sich gräuliche Dinge; aber weit gräulicher noch, wenn sie ein König begeht. Auch solche Laster, die man an einem andern als geringe betrachtet, scheinen überaus groß bei demjenigen, der durch Stand und Würde vor andern hervorraget. Auf einen Fürsten seien die Augen aller Menschen gerichtet, alle seine Handlungen werden weit leichter bemerket, als die Handlungen eines Privatmannes, und weit strenger beurtheilet. Auch das kleinste Vergehen falle den Menschen sogleich in die Augen, und sei um so gefährlicher, weil das böse Beispiel sehr viele jäh in das Verderben stürze. Je erhabener die Würde sei, die einer

bekleide, je größer das Glück, das einer genieße, desto rühmlicher müsse er sich vor andern auszeichnen, desto begieriger müsse er nach Reinigkeit der Sitten und nach einem untadelhaften Lebenswandel streben. Er müsse die Wohlthätigkeit Gottes dankbar erkennen, der ihm durch die Erhebung zu einer so erhabenen Würde, und zu einem so vielbedeutenden Amt so schöne Gelegenheit gab, wichtige Pflichten zu erfüllen, und große Tugenden auszuüben. Er sollte ja zurückkehren von dem verderblichen Wege des Lasters auf den bessern Pfad der Tugend, welcher schon in diesem Leben wahres Glück, und jenseits ewige Belohnungen harren. Wofern er aber diesen väterlich gut gemeinten Ermahnungen kein Gehör gebe: so sollte er ja den Zorn Gottes fürchten, welcher die Sünder nach Verdienst strenge bestrafe; sollte befürchten, die strafende Hand Gottes, welche jedes Vergehen rächet, möchte ihn von der höchsten Stufe der Macht und des Ansehens bis zum niedrigsten Zustande des Elendes herabstürzen. Noch einmal bäte er ihn bei allem, was ihm werth und lieb wäre, er möchte ja lieber den Vorschriften der Religion, als den Eingebungen eines ver-

dorbenen Herzens folgen, und ja nicht falsche und augenblickliche Vergnügen mit schrecklichen und ewigen Strafen vertauschen.

Wenig hatte gefehlt, daß nicht der König, äußerst entrüstet über diese unerwartete Strafpredigt, gewaltsame Hand an ihn angelegt hatte. Denn Menschen, welche große Macht haben, maßen sich gemeiniglich eine unbeschränkte Freiheit an, alles zu thun, was ihnen beliebt, und die Wahrheit, welche sie zu ihren eigenen Besten an ihre Pflicht erinnert, ist in ihren Augen ein unverzeihlicher Frevel. Wie dann eine solche Unverschämtheit denkbar sei, sagte er, und wie er es dann wagen könne, einen Fürsten, der keinem Menschen eine Verantwortung schuldig sei, über seine Handlungen zur Rede zu stellen? Was dann ihn sein Lebenswandel angehe? Wer ihn dann berechtiget habe, seine Verwegenheit so weit zu treiben, und ihm Vorwürfe zu machen? Ob er dann nicht zittere bei dem Gedanken, daß er ihn augenblicklich zernichten könne? Mit diesen und mehr andern heftigen Ausdrücken gab er ihm sein äußerstes Mißfallen zu erkennen, und hieß ihn augenblicklich sich entfernen.

Hatte Boleslaus bisher ohne Rücksicht auf Pflicht und Ehre ganz nach seiner Willkühr gehandelt: so that er es jetzt noch mehr, seitdem ihn der Bischof gewarnet hatte. Es ist eine alte Bemerkung, daß die Leidenschaft, je stärkern Widerstand sie findet, desto heftiger überhand nimmt. Diese Wahrheit bestätigte sich auch an dem Könige von Polen. Seine Gewohnheit, sich den Wollüsten ganz zu überlassen, und einzig und allein seine Laune als Richtschnur seines Verfahrens mit seinen Untergebenen zu erkennen, war vollkommen zur Leidenschaft geworden, welche sich eigensinnig durch Vorstellungen und Ermahnungen nicht auslöschen ließ. Dem Bischoffe zum Trotze fuhr Boleslaus nicht nur fort, auf seiner alten Bahn des Lasters hinzuwandern; sondern er vermehrte vielmehr gleichsam mit jedem Tage die Zahl seiner Schandthaten durch neue Verbrechen. Jetzt da er das Mißvergnügen des Bischofes, und bei mancher Gelegenheit auch die Unzufriedenheit des Volkes bemerkt hatte, fieng er erst recht an, seine Unterthanen zu bedrücken. Mit einem Muthwillen, dessen nur ganz verdorbene Menschen fähig sind, gab er bei jeder Gelegenheit

seine Verachtung und seinen Groll gegen das Volk zu erkennen, that demselben absichtlich wehe, um sich an demselben zu rächen, und häufte Gewaltthätigkeit auf Gewaltthätigkeiten.

Noch einmal begab sich jetzt der Bischof zu ihm, um ihn von seinen Ungerechtigkeiten und von seinem schändlichen Lebenswandel abzumahnen. Das erstemal hatte er dieses in Geheim unter vier Augen gethan. Jetzt nahm er nach der Vorschrift des Evangeliums zween ernste Männer mit sich, und bestrebte sich, unterstützt durch ihr Wort und Ansehen, denselben Zweck zu erreichen. Alle seine Beredsamkeit bot er auf, ihn von der Schädlichkeit seines Betragens zu überzeugen, und zur Besserung zu bewegen. Aber alle seine Mühe war fruchtlos. Boleslaus gerieth in die heftigste Wuth, stieß die gräulichsten Lästerungen gegen ihn aus, und drohte ihm den Tod.

Da der Bischof sah, daß kein Zureden vermögend sei, den König auf andere Gedanken zu bringen: sprach er endlich mit feierlichem Ernst den Kirchenbann über ihn aus, und begab sich aus seiner Burg. Sogleich

ließ er öffentlich bekannt machen, der König sei seiner Laster und Verbrechen wegen, nachdem er auf wiederholte gütliche und ernstliche Ermahnungen hartnäckig bei seinen Sünden verharret sei, in den Bann der heiligen Kirche verfallen. Zugleich untersagte er in der ganzen Stadt allen öffentlichen Gottesdienst. Er zog hierauf mit einigen Priestern aus der Stadt auf einen hohen Berg, oberhalb der Weichsel, der königlichen Burg gegenüber. Dort lag er im Stillen der Andacht ob.

Das Interdikt, womit Stanislaus Krakau belegt hatte, gab der ganzen Stadt ein düsters, schauerliches Aussehen. Keine Glocke wurde dem Herkommen gemäß geläutet, keine Messe gelesen, kein Sakrament verwaltet, keine Leiche öffentlich zu Grabe getragen. Alle Kirchen waren verschlossen, alle öffentlichen Religionsübungen waren eingestellet. Eine fürchterlich ernste Stille herrschte in der Stadt, wie in einer einsamen Todtengruft. Kein fröhlicher Laut ertönte. Traurig und mit gesenkten Häuptern und niedergeschlagenen Blicken schlichen die Einwohner umher; Kummer und Bestürzung über ihren unglücklichen Zustand waren auf ihren Gesich-

tern gemahlt. Das einzige, was man vernehmen konnte, waren Seufzer und Murren und Flüche über Boleslaus, den Urheber ihres gegenwärtigen Elendes.

In dem Herzen des Königes aber erwachte anstatt der Bestürzung und Reue eine ganz andere Empfindung. Unbändiger, wilder Trotz gegen jeden, der seinen Leidenschaften widerstand, und unversöhnliche Rachsucht gegen den Bischof bemächtigte sich seiner ganzen Seele. Unter fürchterlichen Flüchen schwur er demselben von der Stund an den Untergang. Ha! schrie er, er soll sterben, — sterben! — Die Heftigkeit seines Grimmes erstickte die übrigen Worte.

Von der Stunde an sammelte er einige bewaffnete Leute, die seine Vertrautesten waren, und zog mit ihnen in voller Wuth gegen den Berg an, wo sich der Bischof aufhielt. Sein Entschluß war fest genommen, ihn seiner Rachsucht zu opfern. Stanislaus befand sich eben in der Kirche, als der König mit den Seinigen ankam. Er verrichtete dort im Stillen den Gottesdienst. Als Boleslaus dieses erfuhr: gab er seinen Leuten sogleich Befehl, in die Kapelle zu dringen, und

ihn zu ermorden. Sogleich stürmten diese unter einem fürchterlichen Getöse und gräßlichen Klirren der Waffen hinein, und drangen bis zum Altare. Da ergriff sie plötzlich ein heiliger Schauder, und sie standen wie eingewurzelt da. Das Gewissen war in ihnen erwachet; dieses hatte ihr Innerstes so mächtig erschüttert, daß sie es nicht wagten, die Greuelthat zu begehen. Muthlos steckten sie das Schwert ein, und giengen zurück.

Als Boleslaus sah, daß sie muthlos seinen Befehl nicht vollzogen hatten, gerieth er in die heftigste Raserei. Er fieng an, ihnen die bittersten Vorwürfe zu machen; aber dieses geschah nur mit wenigen Worten. Seine übermäßige Rachsucht schnaubte zu sehr nach Befriedigung, als daß er sich lange mit Vorwürfen und Verweisen hätte aufhalten sollen. Mit unaufhaltsamer Wuth drang er selbst in die Kirche ein, und tödtete den Bischof vor dem Altare im Jahre 1079.

Diese schreckliche Missethat erregte den gerechten Unwillen der ganzen Nation. Mit Verabscheuung sprach jedermann von derselben, und verfluchte den verruchten Mörder. Unter allen Ständen legte besonders die Geistlichkeit

ihr Mißvergnügen laut an den Tag. Durch die Ermordung des Bischofes hatte Boleslaus den Zorn der ganzen Klerisei gegen sich gereizet, und nichts ist fürchterlicher, als der Zorn der Priester. Ihre Rache trifft unfehlbar jenen, der sie auf sich zieht; sie ist wirksamer, als die Rache je eines Laien, und findet keine Befriedigung, als durch das gänzliche Verderben des Gegners.

Die Nachricht von dem außerordentlichen Verbrechen des Königs aus Polen gelangte bald zur Kenntniß des Römischen Stuhles. Damals herrschte der berüchtigte Hildebrand unter dem Namen des Pabstes Gregors VII. gewaltig über die Christenheit. Er war bekanntlich ein unruhiger, stürmischer Kopf, stolz, ehrgeitzig, herrschsüchtig, wie es noch keiner aus den Römischen Päbsten war, rasch und verwegen in seinen Entschlüssen; hartnäckig in der Behauptung seiner Aussprüche. In seinem Feuereifer, die Macht des Römischen Stuhles zu vergrößern, erinnerte er sich wenig an die Vorschriften des Evangeliums; sein Reich war auch von dieser Welt. Sich und seine Nachfolger zu Alleinherrschern aufzuwerfen, und diese Alleinherrschaft nicht

bloß in der Kirche zu behaupten, sondern auch in weltlichen Dingen über Fürsten und Könige gelten zu machen, dieses war der Gegenstand, nach welchem er mit allem Eifer strebte. Wäre es ihm möglich gewesen, er hätte sich alle Fürstenthümer und Königreiche der Erde zinsbar gemacht und unterworfen. Mit mehrern beträchtlichen Ländern, mit Spanien, Frankreich, Böhmen, Ungarn, Sachsen und dem deutschen Reiche hatte er es wirklich, zum Theile nicht ohne Glück, versuchet. Dreust hatte er versichert, dieses oder jenes entfernte Land habe seit uralten Zeiten zum Patrimonium des heiligen Peters gehöret, ein anders habe dieser oder jener uralte Fürst dem heiligen Peter geschenkt, dieses oder jenes Königreich sei ein altes Lehen der Römischen Kirche, ein anders sei von jeher verpflichtet, derselben Tribut zu bezahlen; der Pabst könne Könige und Kaiser erschaffen und absetzen. Ein solcher Pabst hatte nur einen schwachen, oder einen lasterhaften, von seinen Unterthanen ohnehin verhaßten Fürsten nöthig, um über ihn und dessen Land seinen Zweck vollkommen zu erreichen.

Dieser Fall traf eben jetzt in Ansehung des Königes von Polen ein. Kaum hatte Gregor erfahren, welches gräulichen Verbrechens sich Boleslaus schuldig gemacht habe: als er unverzüglich den Bannfluch, mit welchem er auch gegen minder schuldige Fürsten und Bischöfe so freigebig war, über ihn aussprach. Nicht zufrieden, ihn als den Verbrecher, für seine That dadurch zu strafen, belegte er auch des Königs schuldloses Land mit dem Interdikte. Um sich eine Herrschaft in Polen unzweideutig fest zu gründen, sandte er ein Schreiben an alle Bischöfe dieses Landes ab, worin er ihnen verbot, künftig ohne sein Wissen und ohne seinen Auftrag einen König zu salben und zu krönen. Alle diejenigen, welche dem Könige Boleslaus zur Ermordung des Bischofes hülfreiche Hand geleistet hatten, und alle Nachkommen derselben bis zur vierten Generation schloß er vom Priesterthume nnd von allen geistlichen Würden aus.

Derjenige, welcher zuerst das Interdikt erfand, welches die Strafen des Bannes nicht bloß dem Schuldigen, sondern einer ganzen Gemeinde auflegt, war unstreitig ein großer Menschenkenner. Er wußte, mit welcher se-

sten Anhänglichkeit das rohe, sinnliche Volk an dem Aeußerlichen der Religion klebet, und wie sehr es in Raserei geräth, wenn man ihm dieses nimmt. Denn es ist unfähig, das Wesentliche von der Nebensache zu unterscheiden, und glaubet allemal, man entziehe ihm die Religion selbst, wenn man ihm äußerliche Uebungen untersagt. Diese schlaue Erfindung war ein vortreffliches Mittel, welches die Päbste allemal mit gutem Erfolg anwandten, wenn es ihnen darum zu thun war, zu ihrem Vortheile große Staatsrevolutionen anzurichten, oder irgend einen verhaßten, ihren Absichten hinderlichen König zu unterdrücken. Durch Entziehung dessen, woran die Völker, als an ihrem Heiligsten, enthusiastisch hiengen, zwangen sie dieselben, ihren Beherrschern den Gehorsam aufzukündigen, und von denselben abzufallen.

Das Interdikt blieb auch in Polen nicht ohne große Wirkung. Die lebhafte Bestürzung über die Aufhebung des Gottesdienstes, die man als das größte Unglück betrachtete, gieng in den bittersten Groll gegen denjenigen über, welcher dasselbe veranlasset hatte. Allgemeines Murren gegen den König legte die

Unzufriedenheit der ganzen Nation mit ihm an den Tag. Beinahe niemand zeigte mehr eine Neigung, seinen Befehlen zu gehorchen, und ihn als rechtmäßigen König zu verehren. Damals waren die Völker ohnehin von Hochachtung und Ehrfurcht gegen den Römischen Stuhl durchdrungen. Jeder Ausspruch eines Pabstes war ihnen eine Stimme der Gottheit. Eine Verordnung oder Anstalt desselben konnte in ihren Augen nicht anders als gerecht und heilig seyn. Zu diesem Begriffe, der ihnen den vom Pabste gebannten König schon verabscheuungswürdig machte, kam nun noch das schmerzliche Gefühl des in ihren Augen schrecklichen Elendes, in welches sie der Verlust des Gottesdienstes und aller öffentlichen Religionsübungen durch die Schuld des Königs gesetzt hatte. Denn nach ihrer Vorstellung war mit dem Interdikt, welches sie von allen öffentlichen Gottesverehrungen ausschloß, unfehlbar auch der Zorn Gottes selbst verbunden. Man sah daher nichts anders als traurige Gesichter, niedergeschlagne Blicke, hörte nichts anders als Seufzer, Ausdrücke des Mißvergnügens, und Verwünschungen und Flüche gegen den König. Boleslaus ward gleichsam als ein Aus-

wurf der Menschheit betrachtet, ward der Gegenstand des allgemeinen Hasses und der Verabscheuung. Diese Gesinnung der Eingebornen erstreckte sich allmählig auch auf das Ausland. Er, der ehe von allen Nachbarn als ein vortreflicher Fürst, als Held, als Mittler und Retter in gefährlichen Angelegenheiten gesucht, geehrt und bewundert ward, verlor nun zusehends Ansehen und Zutrauen, und zog sich die Verachtung auswärtiger Fürsten und Nationen zu. Selbst die Fürsten in Rußland weigerten sich schon, ihm zu gehorchen, und machten Anstalten, sich von seiner Oberherrschaft gänzlich frei zu machen. In dieser erbärmlichen Lage erhielt er sich zwar noch einige Zeit in seiner Würde. Noch über ein Jahr blieb er Polens König, und hatte die Regierung in seinen Händen. Aber von der Geistlichkeit verfolgt, von seinen Unterthanen gehaßt, von seinen Freunden verlassen, vom Auslande verachtet, ohnmächtig, sich durch eigene Kraft zu retten, und ohne Aussicht auf fremde Unterstützung, was konnte er sich für die Zukunft versprechen? Selbst die Zahl seiner getreuesten Anhänger verminderte sich gleichsam mit jedem Tage.

Diese Stimmung der ganzen Polnischen Nation benützten einige Große, welche seit geraumer Zeit aus besondern Gründen einen bittern Groll gegen ihn im Busen nährten, um an ihm ihre Rachsucht zu stillen, und ihn gänzlich zu stürzen. Bekanntlich hatte Boleslaus schon seit dem oben beschriebenen Weiberkriege den Unwillen und Haß der meisten Vornehmen eben so sehr, als der niedrigen Volksklasse durch sein Betragen auf sich gezogen. Er hatte diejenigen, welche auf die Nachricht von der Untreue ihrer Weiber ohne seine Erlaubniß aus dem Lager in Rußland gegangen waren, zu strenge bestrafet; viele, welche nichts, oder nur wenig verschuldet hatten, waren von ihm dennoch verfolgt und sehr despotisch behandelt worden; einigen hatte er ihre Weiber mit Gewalt entrissen, und sich ihrer bedienet. Durch solche willkührliche und gewaltthätige Handlungen hatte er nicht nur alle diese, sondern auch deren Verwandte, Freunde und Anhänger gegen sich aufgebracht. Eine lange Reihe erbitterter Feinde wuchs daher in kurzer Zeit heran, welche sich an ihm zu rächen wünschten, und im Stillen auf eine erwünschte Gelegenheit lauerten, ihn ins Ver-

derben stürzen zu können. Jetzt da sie sahen, daß er verachtet, gehaßt und verabscheuet sei; daß er keine Hülfe von seinen Unterthanen, keine Unterstützung von außen zu erwarten habe: glaubten sie, der bequeme Zeitpunkt sei vorhanden, da sie ihr Vorhaben ausführen könnten. Sie traten in eine förmliche Verschwörung zusammen, und wurden einig, ihn zu ermorden.

Boleslaus mochte wahrscheinlich eine solche Gefahr schon zuvor geahndet haben. Seitdem ihn alles rings um ihn her von dem Hasse seiner Nation, und von seinem verlassenen Zustande überzeugt hatte, fühlte er daher keine Ruhe mehr. Selten ließ er sich öffentlich sehen, und, wo er es that, da verriethen seine Blicke und sein ganzes Betragen Mißtrauen und Furcht. Aengstlich verschloß er sich in den entlegensten Winkel seiner Burg, und oft sprang er unruhig auf, in dem Wahne, seine Nachsteller werden ihn hier treffen, und suchte einen noch entlegenern. Nirgends glaubte er sich sicher; er traute weder einem Orte, noch einem Menschen. In diesem erbärmlichen Zustande der Angst und des Kummers trat einer aus den wenigen Getreuen,

die ihm noch übrig geblieben waren, hastig zu ihm. Rette dich, König, schrie er, man strebet dir nach dem Leben. Eine Menge der Vornehmsten verschworen sich, dich aus dem Wege zu räumen. Nicht vier und zwanzig Stunden werden vergehen, und du bist eine Leiche, wofern du nicht fliehest. Ein glücklicher Zufall hat mir die Nachricht von der Gefahr, welche dir drohet, zu Ohren gebracht. Ist dir je dein Leben lieb: so rette dich durch die Flucht.

Der König, von welchem bei dem Bewußtseyn seiner eigenen Schuld, und seiner schon lange unsichern Lage ohnehin alle Gegenwart und männliche Festigkeit des Geistes gewichen war, erblaßte bei dieser Nachricht. Er zitterte, stotterte, wankte unruhig von einer Seite zur andern, unschlüssig, was er thun sollte. Er liebte sein Leben, und es war ihm zugleich auch verhaßt; er wollte entfliehen, und wußte nicht, wie, und wohin. Endlich da er wieder ein wenig zu sich selbst gekommen war, versammelte er seine getreuesten, entfloh mit seinem Sohne Miseco, und mit diesem kleinen Gefolge bei stiller Nacht

aus der Burg, und kam mit ihnen unbemerkt über die Grenzen.

Sein Weg gieng nach Ungarn, wo er auch in kurzer Zeit glücklich anlangte. Der König Ladislaus, Geysa's Bruder, nahm ihn freundschaftlich und unter den größten Ehrenbezeugungen auf. Durch freundschaftliches Betragen, und durch verschiedene andere Mittel suchte er ihn zu zerstreuen, und ihm den Aufenthalt in Ungarn angenehm zu machen. Allein den König aus Polen konnte weder das freundschaftliche Betragen des Königes von Ungarn, noch die Zerstreuung durch mannigfaltige Lustbarkeiten ermuntern, noch konnte ihm seine Entfernung aus Polen die Furcht benehmen. Das böse Gewissen verfolgte ihn immer, und vermehrte die Furcht. Wo er sich immer befand, glaubte er, die Verschwornen rückten heran, und zückten den Dolch auf ihn. Weder bei Tag, noch bei der Nacht fand er eine Ruhe. Ehe man es sich versah, war er auch aus Ungarn verschwunden.

Einige Schriftsteller behaupten, er habe in Ungarn sich selbst entleibet. Andere sagen, er sei auf der Jagd vom Pferde gefallen, und

von Hunden zerrissen worden. Der größere Theil der ältern Geschichtschreiber aber versichert, weil er stets die grausamen Martern des bösen Gewissens empfunden, sei er heimlich in ein Kloster geflohen, um dort durch Bußübungen sich mit dem beleidigten Gott wieder auszusöhnen, und in gottseligen Betrachtungen die verlorene Ruhe wieder zu finden. Er lebte, nach der Angabe dieser Schriftsteller, verborgen in einem einsamen Kloster in Kärnthen zwischen dem See Feldkirchen und der Stadt Villach. Dort verrichtete er, der ehe ein so angesehener König war, den niedrigen Dienst eines Küchenjungen. Lange blieb er dort unerkannt; endlich aber erfuhr man doch seinen Stand und seine vorige Würde. Man hat sogar noch eine Grabschrift, die ihm die Mönche gesetzt haben sollen. Sie ist folgende:

Hier liegt
B o l e s l a u s,
König von Polen,
Mörder des heiligen Stanislaus,
Bischofes zu Krakau.

In einen so erbärmlichen Zustand stürzte einen geehrten und bewunderten König die aus-

Bolestaw-
Schmerz der Reue-

schweifende Lebensart herab, der er sich in Rußland überließ, und welcher er hierauf beständig anhieng, weil sie ihm zur Gewohnheit geworden war! Diese hatte den Weiberkrieg in Polen, dann sein despotisches Verfahren gegen Vornehme und Geringe, endlich den Haß seiner Nation, den päbstlichen Bannfluch, die Verschwörung der Großen veranlasset, und ihn zuletzt gezwungen, diese niedrige Lebensart zu ergreifen.

Für seinen Sohn Miesco hatten die Verbrechen des Vaters die traurige Folge, daß man ihn von der Thronfolge ausschloß. Das ganze Land, welches nur erst seit Boleslaus I. mit dem Titel eines Königreiches gepranget hatte, verlor diesen Vorzug, und die nächsten Nachfolger des flüchtigen Königs waren nur Herzoge. Eine geraume Zeit seufzte das Land noch unter dem päbstlichen Interdikte. Vielmals ließ der Pabst die Polen demüthig flehen, daß er es aufhebe; denn bei solchen Angelegenheiten gieng es öfters, wie bei Friedensunterhandlungen zu. Der päbstliche Hof erschwerte die Lossprechung vom Banne, um die Gebannten zur Erfüllung har-

ter Bedingnisse desto geneigter zu machen; er benützte die gute Gelegenheit, um daraus beträchtliche Vortheile zu ziehen. Erst nachdem sie sich verbindlich gemacht hatten, ihm nebst dem gewöhnlichen Peterspfenninge noch eine andere Abgabe zu entrichten, erhielten sie ihre Befreiung vom Interdikte.

Die Polen hatten ihr Augenmerk auf Uladislaus, den Bruder des unglücklichen Boleslaus geworfen, um ihm die Regierung des Landes zu übertragen. Seine guten Eigenschaften flößten ihnen ein großes Zutrauen zu ihm ein. Allein sie fanden in Rücksicht auf die Ausführung dieses Vorhabens sehr große Schwierigkeiten. Der Pabst, welcher gewohnt war, mit Fürsten zu verfahren, als wären sie seine Knechte, mit Königreichen und Ländern, als wären sie sein Eigenthum, wollte schlechterdings nicht zugeben, daß einer aus der Familie des Gebannten demselben in der Regierung nachfolge. Durch sein Interdikt hatte er der Polnischen Nation Fessel angelegt. Dasselbe gab ihm Gelegenheit und Vorwand, sich auch in weltlichen Dingen eine Oberherrschaft über dieses Land anzu-

maßen. Erst nach langen Unterhandlungen und Bitten bewilligte er dem Bruder des Unglücklichen, die Regierung zu übernehmen. Seiner Vorschrift gemäß mußte sich dieser des königlichen Titels enthalten. Er begnügte sich also mit dem Titel eines Herzoges von Polen. Doch vielleicht trug auch die Meinung, sein Bruder werde von seiner Flucht noch zurückkommen, sehr viel dazu bei, daß er auf den Titel eines Königes keine standhaften Ansprüche machte.

Sigmunds

Königs in Ungarn,

erste Regierungsjahre.

Der König Ludwig von Ungarn hatte bereits ein ziemlich hohes Alter erreichet, und war nun besorgt, seinem Königreiche einen würdigen Nachfolger zu verschaffen. In dieser Angelegenheit warf er sein Augenmerk auf Sigmund, Herzogen aus Böhmen. Derselbe war aus einer kaiserlichen Familie entsprossen, war ein Sohn des Kaisers Karls IV. und Königs von Böhmen, konnte eben durch das Ansehen seiner Herkunft den Glanz des Königreiches Ungarn, wenn er dessen Krone erhielte, fortpflanzen, oder wohl gar vergrößern, und ließ überdieß vortrefliche Talente blicken. Zur Beförderung seines Vorhabens nahm ihn Ludwig zu sich, ließ ihm Unterricht in der Ungarischen Sprache ertheilen, ihm Ungarns Sitten, Gewohnheiten, Rechte und Verfas-

sung bekannt machen, und gab ihm seine älteste Tochter Maria zur Ehe.

Damals war Sigmund noch sehr jung; zu jung, um sich sogleich mit seiner Braut zu verehelichen. Vorläufig gieng nur eine Verlobniß vor sich. Maria versprach, keinen Mann zu nehmen, bis Sigmund ein reifes Alter erlangen würde, und, wenn die Heirath würde vollzogen seyn, ihn als Mitregenten des Königreiches zu erkennen. Schon ehe diese Verlobniß vor sich gieng, hatte der König die Großen versammelt, und sie an ihre Pflicht erinnert, für das Beste des Staates in Bestimmung eines Nachfolgers für die Zukunft zu sorgen. Denn Ungarn war damals ein Wahlreich, und es stand nicht in der Macht des Königes, seinem Prinzen, oder einem aus seiner Familie die Krone ohne Einwilligung der Stände als ein Erbreich zu überlassen. Sogleich legten alle aus eigenem Antriebe seiner Tochter Maria das Handgelübde ab, und versprachen, sie nach seinem Tode für ihre Königin zu erkennen.

Der König starb im Jahre 1382, und die Stände hielten Wort. Die Krönung der neuen Königin wurde, wie gewöhnlich, mit

großer Pracht zu Weissenburg vorgenommen, und die Zufriedenheit der Großen und des Volkes war allgemein. Jedermann sprach mit Entzücken von ihr, und gönnte ihr herzlich diese Erhebung. Die Beweise von Zuneigung, von Hochachtung, die sie täglich erhielt, waren ungemein groß. Man ehrte sie nicht bloß wie eine Königin; sondern wie einen König.

Maria bediente sich in der Regierung des Raths und Beistandes ihrer Mutter Elisabeth, Wittwe des verstorbenen Königs. Diese leitete der oberste Hofmeister Nicolaus Gara. Dieser Mann bewies eine ungemein feste Anhänglichkeit an die Königin und deren Mutter; er war mehr, als Minister an den Höfen gewöhnlich sind; er war warmer Freund derselben in der engsten Bedeutung dieses Wortes. Nie wich er von ihrer Seite; in jedem Falle eilte er ihnen mit seinem Rathe entgegen; in jeder Angelegenheit fanden sie bei ihm Unterstützung. Auch sie schenkten ihm ihr volles Zutrauen. Besonders eifrig war ihm Elisabeth zugethan; sie unternahm nichts ohne ihn, und ließ sich von ihm unbedingt leiten, und zu allen bereden; denn sie hielt fest auf seine Einsicht, Treue und Redlichkeit.

Was der Hofmeister und die königliche Wittwe wollten, das befolgte Maria mit demüthiger Ergebung und Unterwürfigkeit. Sie war von Ehrfurcht gegen ihre Mutter durchdrungen, und wagte es nicht, ihr zu widersprechen, oder entgegen zu handeln. So war dann der Hofmeister in der That König, Maria unter dem Titel einer Königin nur die Vollzieherin seines Willens.

Anfänglich war jedermann mit dieser Regierung zufrieden. Sie war gelinde, gerecht und klug. Ruhe und Ordnung wurden erhalten; die Gesetze und Rechte behaupteten sich in ihrer Würde und Kraft; die Gebräuche und Freiheiten der Nation blieben unangetastet. Aber allmählich änderte Nicolaus Gara sein Betragen, und verlor die Zuneigung des Adels und die Hochachtung des Volkes. So wie er sah, daß er den Königinnen nothwendig sei: wuchs zugleich mit seiner Macht auch seine Zuversicht auf dieselbe, und sein Stolz. Er achtete wenig der Großen des Reiches, und handelte bloß nach seinem Belieben. Ja er bestrebte sich vielmehr, ihre Macht zu vermindern.

Da-

Damals hatten die Stände und Vornehmen des Königreiches sehr große Vorzüge. Nebst dem, daß es in ihrer Macht stand, sich durch freie Wahl selbst einen König zu geben, hatten sie auch in Staatssachen, und in Ansehung der Verwaltung des Reiches vieles zu sprechen. In allen besonders wichtigen Angelegenheiten mußte der König erst die Stände befragen, und ohne ihre Beistimmung durfte er wenig oder nichts unternehmen. Ohne ihre Einwilligung konnte er auf keine Unterstützung an Mannschaft und Geld, wenn er Krieg führen wollte, und auf keine außerordentlichen Beiträge im Frieden zu besondern Unternehmungen rechnen. Die Gültigkeit neuer Gesetze, Verordnungen, Anstalten hieng großentheils erst von ihrer Annahme ab. Stets bedienten sie sich ihres ganzen Ansehens, die königliche Macht in Schranken zu halten, daß sie nicht ausschweife. Sie waren für Ungarn ungefähr das, was noch vor kurzem in Engelland die Oppositionspartei gegen den König und seine Minister war.

Gara sah mit mißgünstigen Augen auf diese große Macht der Vornehmen hin. Es ist wahr; ihre Gewalt, mit Bescheidenheit,

Klugheit und wahrem Patriotismus angewandt, konnte sehr zum Wohl der Nation, zur Aufnahme des Königreiches gereichen. Sie war ein Damm gegen willkührliche Verfügungen, ein Damm gegen ungerechte Handlungen, gegen Gewaltthätigkeiten, und gegen drückenden Despotismus. Eben so richtig ist aber auch die Bemerkung, daß es den Ständen, zumalen wenn sie bloß aus Geistlichkeit und Adel bestehen, oft nicht so sehr um die Wohlfahrt der ganzen Nation, als vielmehr um ihre eigene Wohlfahrt und Größe zu thun ist. In Staaten, welche eine solche ständische Verfassung haben, geben gemeiniglich nur das Privatinteresse, der Stolz und der Eigensinn den Ton an. Manche nützliche Anstalt, manche wohlthätige Verordnung findet dort unüberwindliche Schwierigkeiten. Eben darum, weil jede Neuerung dem alten Herkommen entgegen ist, streben die Stände derselben mit aller Macht entgegen. Die dümmsten, rohesten Vorurtheile wurden schon oft durch den Eigensinn solcher kleiner Despoten unterstützet; die schädlichsten Einrichtungen und Gewohnheiten blieben ungeachtet der thätigsten Bemühung des Fürsten unabgestellet, weil

diese sie in den Schutz nahmen. Nicht allemal stimmen die Großen, wenn es auf wichtige Entschlüsse ankömmt, zusammen. Ihre besondern Interessen, ihre Gesinnungen, Einsichten, Temperamente, Leidenschaften und Absichten sind mannigfaltig, und oft gerade einander entgegengesetzt. Sie trennen sich in gefährliche Partheien. Daraus entstanden schon oft bürgerliche Unruhen, und blutige Kriege, die den Ländern, deren Stände sich um die Uebermacht zankten, zum Verderben gereichten.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtete auch Gara die Macht der Vornehmen in Ungarn. Er glaubte, wenn durch die Stände die Macht des Regenten, Uebels zu thun, eingeschränkt werde; so seien ihm durch sie auch zur Bewirkung des Guten die Hände gebunden. Er hatte vermuthlich nicht gänzlich unrecht. Aber wahrscheinlich war er doch selbst von eben demselben Geiste durchdrungen, der ihm an den Ungarischen Magnaten mißfiel. Gara besaß nun einmal das unbeschränkte Zutrauen der Königinnen. In ihrem Namen und mit ihrem Beifalle übte er wahrhaft königliche Gewalt aus. Hat einmal ein Großer, sei

er auch selbst ein Landstand, selbst bisher einer von den Eiferern gegen eine willkührliche Gewalt gewesen, die Regierung in seinen Händen: so sieht er ungern seine Macht durch andere eingeschränkt. Sie stehen seinem Ehrgeize und seinen Absichten im Wege. Aus diesem Grunde bestrebte sich auch Gara, sie ein wenig herabzusetzen, und minder gefährlich zu machen. Inständig lag er der königlichen Wittwe, so wie der Königin selbst in den Ohren, sie solle es doch nicht dulden, daß die Magnaten sich an kein Recht, an keine Billigkeit, an keinen königlichen Befehl kehren, und ihr selbst gleichsam Gesetze vorschreiben; sie solle doch einmal kräftige Maaßregeln ergreifen, daß ihre Macht und ihr Trotz eingeschränkt werde. Sie seien verwegene, stolze, übermüthige Leute, die, wenn man ihnen freien Spielraum ließe, noch alle königliche Gewalt zernichten, und alles über sich kehren würden. Sie solle sie ja durch Verleihung großer Titel, Würden und Reichthümer nicht noch übermüthiger machen; es sei gefährlich, solche Leute zu erhöhen und zu bereichern.

Durch solche Vorstellungen hetzte er die beiden Königinnen inständig gegen den hohen

K.K. HOFBIBLIOTHEK WIEN

Adel auf, und brachte es dahin, daß man denselben jetzt weniger Achtung, als bisher, erwies, und ihn immer mehr einschränkte. Gleichsam von Tage und Tag hielt er die Herrn und Stände enger im Zaume, und suchte alles, was ihm beliebte, eigenmächtig durchzusetzen.

Durch diesen Despotismus wurde der oberste Hofmeister, und mit diesem zugleich die Regierung der Königin Maria bei dem größten Theile der Vornehmsten verhaßt. Auch dieses war nicht die geringste Ursache ihrer Unzufriedenheit, daß Gara allein als der wichtigste Mann am Hofe der Königin glänzte. Es war nicht bloß schmerzliches Gefühl des Druckes, was sie wider die gegenwärtige Regierung aufbrachte; es war zum Theile auch Eifersucht, und Mißgunst, was ihnen so viel Mißvergnügen über ihn einflößte. Sie beneideten ihn um den Vorzug, der erste Minister am Hofe zu seyn; sein Ansehen und Einfluß verursachten ihnen innigste Kränkung.

Bald entstanden Partheien im Staate. Ein Theil der Großen blieb theils aus Privatinteresse, theils aus altem Familiengroll gegen die andern dem obersten Hofmeister und

der Königin ergeben. Allein die übrigen, welche ihnen abgeneigt waren, machten bei weitem die größere Zahl aus. Diese Ungleichheit in der Denkungsart, in den Absichten und Wünschen erzeugte in kurzer Zeit Mißhelligkeiten und Feindschaften unter den Magnaten, welche in offenbare Thätlichkeiten und einheimische Kriege ausarteten. Aber während dieser Unruhen wurde die Zahl derjenigen, welche die gegenwärtige Regierungsart mit Widerwillen verwarfen, immer beträchtlicher. Selbst von denjenigen, welche es ehe mit der Königin und dem obersten Hofmeister gehalten hatten, traten nun viele zur Gegenparthei über, und machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache.

Die allgemeine Gährung brach endlich in eine förmliche Empörung aus. Johann, Bischof von Agram, Stephan Woiwode von Siebenbürgen, dessen Bruder Andreas, Stephan Symonthornia, Johann Landvogt von Croatien, und Johann Bischof zu Wranna waren die ersten, welche die übrigen Stände aufforderten, das Joch abzuschütteln, und sich in Freiheit zu setzen. Zu diesem Ende eröfneten sie ordentliche Ver-

sammlungen, wozu sie auch die übrigen Großen des Königreiches gerufen hatten, und stellten ernstliche Berathschlagungen über ihre gegenwärtigen Beschwerden, und über die Maaßregeln an, die sie ergreifen wollten, um sich Hülfe dagegen zu schaffen. In den bittersten Ausdrücken klagten sie über die schlechte Regierung der Königin, über ihre Unthätigkeit, über die Schwachheit, mit der sie sich ihrer Mutter, und diese den Eingebungen des Ministers unbedingt überließ. In einem eben so heftigen Tone zogen sie gegen den Hofmeister los. Sie beschuldigten ihn einer übermäßigen Ehrsucht, des Geitzes, und einer unerträglichen Despotie. Ob dann das zu ertragen sei, fragten sie, daß derselbe über alle Gesetze und Rechte wegschreite, ihrer Freiheiten spotte, kein Herkommen achte, die Reichsverfassung eigenmächtig umstürze, und alles seinem Ehrgeiz aufopfere? Man würdige ja jetzt die Stände unter seiner Leitung keiner Aufmerksamkeit mehr; durchgehends halte man sie geringe und verächtlich, und es scheine, als wolle man sie gänzlich aus ihrem Wirkungskreise hinaussetzen. Schon lange genug habe Ungarn unter seiner despoti-

schen Regierung geseufzet, schon lange genug den Druck seiner Verordnungen, und unausstehlicher Gelderpressungen erduldet. Er suche nichts anders, als sich so viel, als ihm möglich wäre, zu erheben, und zu bereichern. Nach mehrern Berathschlagungen verschworen sie sich förmlich zusammen, und beschlossen, der gegenwärtigen Regierung durch die Absetzung der Königin Maria ein Ende zu machen.

In dieser Absicht sandten sie den Bischof von Agram an Carln, von Neapel, einen Enkel des verstorbenen Königs Ludwigs von Ungarn, damit er demselben ihren Entschluß bekannt mache, und ihm in ihrem Namen die Ungarische Krone antrage. Die Königin ahndete nicht die geringste Gefahr; denn alles wurde in der größten Stille beschlossen und ausgeführt. Niemand wußte ein Wort davon, was man vorhabe. Um wegen der Reise jedem Argwohne zuvor zu kommen, streute der Bischof aus, er habe ein Gelübte gethan, nach Italien zu wallfahrten, und wolle sich nun desselben entledigen. Unter diesem Vorwande kam er glücklich in Apulien an.

In einer Anrede, worin er alle seine Beredsamkeit erschöpfte, suchte er seinen Antrag im reizendsten Lichte darzustellen, und Carln annehmlich zu machen. Seine Erhebung zum Könige von Ungarn, sagte er, sei gar keiner Schwierigkeit unterworfen. Mariens Regierung sei allgemein verhaßt; die Stände fest entschlossen, die höchste Gewalt im Staate nicht mehr in ihren Händen zu lassen. Alles wünsche sich einmüthig nur ihn allein zum Könige. Alle Großen des Reiches seien bereit, ihn mit ihrer gesammen Macht zu unterstützen; das Volk sei eben dieser Gesinnung; er dürfe sich an den Grenzen Ungarns nur sehen lassen, um sogleich unter dem lauten Jubel der ganzen Nation zu Ofen, wie im Triumphe, eingeführet, und zum Könige ausgerufen zu werden.

Diese Vorstellungen machten wirklich einen starken Eindruck in dem Herzen Carls. Ein so schimmernder Antrag war für ihn ungemein reizend. Doch wollte er sich erst reiflich bedenken, ehe er in einer so wichtigen Sache eine förmliche Erklärung gab. Zuerst unterredete er sich über diesen Gegenstand mit seiner Gemahlin, und verlangte ihren Rath.

Kaum hatte diese vernommen, welche Angelegenheit die gegenwärtige Berathschlagung betreffe, und an ihrem Gatten eine Neigung bemerket, den Antrag der Ungarn anzunehmen; als sie in einen Strom von Thränen ausbrach, gleich als hätte sie die Folgen vorhergesehen, die ein solcher Schritt nach sich ziehen würde. Mit den stärksten Gründen widerrieth sie ihm die Annahme der königlichen Würde in Ungarn. Alle diejenigen Künste, welche zuweilen die weibliche Beredsamkeit unwiderstehlich machen, nahm sie zu Hülfe, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Ob er dann die Ungarn nicht kenne, diese stolze, auf ihre Gewohnheiten pochende, wankelmüthige Nation? Ob er sich dann nicht erinnere der mannigfaltigen Revolutionen, die seit Jahrhunderten unter diesem unruhigen Volke ausgebrochen? Des Leichsinnes, mit welchem die Magnaten Könige aufstellten, und wieder absetzten? Der Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, welche sie an ihren Königen begiengen? Wie er sich dann behaupten, und woher er Geld und Leute nehmen würde, wenn in Ungarn eine andere Parthei ihr Haupt emporhöbe? Und daß etwas solches sehr mög-

lich und wahrscheinlich sei, habe ja die Geschichte vielmals bestätiget, und bestätige noch jetzt der Charakter der Ungarn. Und gesetzt, er würde geschlagen, und könnte nicht zu seinem Zwecke gelangen: was dann darauf folgen würde? Flucht, Schande, Verlust an Geld und Mannschaft; vielleicht auch Verlust seines eigenen Lebens. Man müsse eine Sache ja nie von einer, nur von der glänzenden Seite allein betrachten; man müsse sie auf alle mögliche Seiten umwenden, alle Verhältnisse und Fugen genau und mit ruhigem Blute betrachten, alle Umstände und alle mögliche Folgen reif überlegen. Er solle sich ja nicht unsichern Hoffnungen überlassen, welche so oft täuschen, nicht durch Streben nach ungewissen Gütern sein gewisses Eigenthum in Gefahr setzen.

Stark und wichtig waren diese und mehr andere Gründe, welche ihm seine Gemahlin vorlegte. Dennoch ward er wenig davon gerührt. Der Ruhm, König der Ungarn zu werden, schimmerte ihm zu anlockend in die Augen, als daß er der Stimme der Vernunft Gehör geben konnte. Zu dem gab es, wie dieses an Höfen gewöhnlich ist, eigennützige

Rathgeber und Schmeichler genug, welche ihm die Sache in einer weit reizendern Gestalt zeigten, und seinem Ehrgeitze neue Nahrung verschafften. Denn der Abgeordnete der Ungarn hatte nicht gesäumet, die Hofschranzen auf seine Seite zu ziehen, und keine Künste und Mittel gespared, welche die schlaue Politik an den Höfen gewöhnlich anwendet, um geheime Absichten durchzusetzen. Carl ließ sich daher durch die schimmernden Vortheile, welche man ihm von der Ferne zeigte, verblenden, und erklärte dem Bischofe Johann, daß er Ungarns Krone annehmen wolle. Sogleich rüstete er eine Flotte aus, und brachte eine hinlängliche Anzahl Truppen zusammen, um seinem ersten Eintritte in Ungarn Würde und Nachdruck zu geben, und die ganze Nation durch den Anblick eines zahlreichen Heeres in Respekt zu erhalten. Der Bischof unterstützte ihn zu diesem Ende reichlich mit Geld.

So behutsam und stille man bei der Verhandlung dieser Sache zu Werke gieng: so konnte doch das Vorhaben unmöglich in die Länge verborgen bleiben. Hier und da flüsterte man sich in Ungarn in das Ohr, die

Königin Maria werde die Regierung verlieren, und nächstens werde Carl aus Neapel kommen, um von dem Königreiche Besitz zu nehmen. Nach und nach verbreitete sich dieses Gerücht immer stärker. Kaum hatte der Herzog Sigmund aus Böhmen von der Wahrheit dieser Sage zuverlässige Kundschaft eingezogen: als er unverzüglich in Hinsicht auf diesen unerwarteten Fall Maaßregeln ergriff, so gut es in der Geschwindigkeit geschehen konnte. Sigmund war nun einmal mit Maria verlobt, und sie und die Ungarn hatten feierlich versprochen, ihn, wenn die Heirath vollzogen seyn würde, als ihren König zu erkennen. Nun da die Ungarn Anstalten trafen, ihn von den Rechten, die sie ihm selbst zugesichert hatten, auszuschließen: hielt er es für nöthig, sich dieselben durch eine entscheidende Handlung zu sichern. Damit die Heirath von seinen und Mariens Gegnern nicht mehr konnte gehindert werden, hielt er, da er ohnehin sich immer an ihrem Hofe aufhielt, auf der Stelle das Beilager. Dadurch sicherte er sich seine Ansprüche. Doch um dieser Anstalt willen bemerkte er keine Aenderung in der Gesinnung der Ungarn.

Ihre Erbitterung gegen seine Gemahlin, und ihre bekannte Neigung zu Gewaltthätigkeiten berechtigte ihn vielmehr, alles von ihnen zu befürchten. Um daher aller Gefahr vor Nachstellungen zu entgehen, floh er nach Böhmen, und beschloß, in dieser Entfernung dem Gange der Dinge politisch zuzusehen, und über zweckmäßige Gegenanstalten nach Beschaffenheit der Umstände nachzudenken.

Indessen hatte Carl seine Reise aus Neapel zu Schiffe bereits angetreten, und näherte sich nun wirklich den Grenzen Ungarns. Kaum hatte er diesen Boden betreten, als ihn sogleich die Großen und das Volk in den meisten benachbarten Oertern mit außerordentlichem Jubel empfiengen, und als ihren König begrüßten. Doch war noch nicht die ganze Nation zu seinem Vortheile gestimmet. Viele verhielten sich gleichgültig bei dieser Sache; viele waren im Stillen noch für die Königin eingenommen. In dieser Lage erfoderte es das Interesse derjenigen Stände, welche nun einmal eine Revolution bewirken wollten, den Gemüthern eine andere Richtung zu geben. Alle Triebfedern wurden in Bewegung gesetzt, das ganze Volk in Enthu-

siasmus zu bringen. Man läßt Schreiben an alle Oerter ergehen, worin man die Nothwendigkeit, ihn zum Könige auszurufen, und den großen Nutzen, der daraus entspringen werde, vorstellet; man muntert die Ungarn schriftlich und mündlich auf, ihm ihr Zutrauen zu schenken, ihn als König zu ehren; man sammelt Stimmen für ihn; schicket Emissare aus, welche Carls Vorzüge bis in den Himmel erheben, und das Glück, das unter seiner Regierung zu hoffen seyn werde, mit besonders reitzenden Farben schildern mußten. Dem Verbrecher versprach man Befreiung der verdienten Strafe, wenn er Karln als seinem Könige huldigen würde; dem Schuldlosen große Belohnungen. Den Städten sicherte man ihre Freiheiten, ihnen und dem platten Lande Nachlassung der Abgaben zu. Versprechen, Schenkungen, Schmeicheleien, Bitten und Drohungen wurden angewandt, um dem Volke die erwünschten Gesinnungen einzuflößen. Diese Kunstgriffe thaten auch die bezielte Wirkung. Denn Geld, und Zusicherung beträchtlicher Vortheile verfehlen auch bei Großen selten ihren Zweck; wie sollten sie dieses bei dem rohen, niedrig denkenden Volke?

Carls Anhang wuchs mit jedem Tage; immer mehrere Städte und Oerter unterwarfen sich ihm.

Maria, und ihre Mutter Elisabeth waren gänzlich betäubet vom Erstaunen und Schrecken, als sie Carls unvermuthete Ankunft in Ungarn, und bald darauf seine glücklichen Fortschritte erfuhren. Was sollten sie nun in diesen bedenklichen Umständen thun? Sollten sie sich den ehrgeitzigen Absichten ihres Nebenbuhlers mit den Waffen in der Hand widersetzen? Aber es fehlte ihnen dazu an Macht; die Magnaten und der größte Theil des Volkes hatten Carls Parthei ergriffen; es ließ sich nichts anders vermuthen, als daß die Ungarischen Heere für ihn fechten würden; und eine auswärtige Unterstützung konnten die Königinnen mit Wahrscheinlichkeit nicht erwarten. Oder sollten sie ruhig zusehen, und ihn ungehindert unternehmen lassen, was ihm beliebte? Aber alsdann stand ihr Ansehen, ihre Macht, vielleicht ihr Leben selbst in Gefahr. Sie konnten zum voraus versichert seyn, daß sie wenigst ihre königliche Würde, ihr Eigenthum, ihre Freiheit für immer verlieren würden. In dieser Verlegenheit, welche

sie

sie lange Zeit ängstigte, faßten sie endlich den klugen Entschluß, sich, ehe sie eine entscheidende Maaßregel ergriffen, erst von den Gesinnungen und Absichten Carls recht vollkommen zu überzeugen; oder ihn allenfalls durch eine ernstliche Anfrage zu erschüttern, und, wo möglich, auf andere Gedanken zu bringen. Sie schickten einen Gesandten an ihn und verlangten eine entscheidende Erklärung: Was dieser unerwartete, bewaffnete Eintritt in ein fremdes Reich bedeute? Ob er als Freund, oder als Feind gekommen sei, und welche Absichten er habe?

Carl ließ ihnen sagen: er sei gekommen, zu wachen, daß eine gefährliche Gährung, welche bereits in dem Königreiche herrsche, nicht in offenbare Unruhen ausbreche, und demselben zum Umsturze gereiche. Wie groß die Zwietracht der Großen, wie heftig ihre Gemüther gegen einander gespannet seien, sähen sie ohnehin; welche Folgen eine solche Mißhelligkeit haben könne, sei klar; er sei also gekommen, die Zwietracht zu zerstreuen, allen gegenseitigen Feindseligkeiten ein Ende zu machen, und Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Als Verwandter halte er sich

für verpflichtet, nicht zuzugeben, daß Maria, welche bereits so viele Uebel umringen, Gefahr leide.

Die Wahrheit dieser schönen Worte, hinter welche schon damals Eroberer und herrschsüchtige Unterdrücker der Schwächern ihre Ungerechtigkeiten zu verbergen suchten, widerlegte bald der Erfolg. Von der Stunde an drang Carl immer weiter, unterwarf sich immer mehrere Städte, und kam endlich nach Ofen. Sogleich drangen seine Leute zur Burg hin, umringten dieselbe, und drohten, dieselbe mit Gewalt zu bestürmen, wofern man sie ihnen nicht gutwillig ergebe. Die Königin und ihre Mutter sahen in diesen bedrängten Umständen kein Rettungsmittel vor sich, und öffneten ihren treulosen Verwandten die Thore. Carl nannte sich schon jetzt einen Gubernator von Ungarn.

Zugleich suchte man das Volk, welches ohnehin der alten Verfassung gemeiniglich abgeneigt ist, und sich eine neue Regierung wünschet, weil es sich von derselben neue Vortheile, und ein besseres Leben verspricht, in Hitze zu bringen, und hetzte es auf, daß es unter fürchterlichen Lärmen aufrief: Maria

sei nicht würdig, ferners Königin zu seyn, man solle sie absetzen, und an ihre Stelle Carln zum König erwählen. Dieser erschlichenen Aeußerung zu Folge versammelten sich die Magnaten sogleich zu Ofen, und riefen einmüthig Carln zum Könige aus. Nachdem die Wahl geendiget war: schickten sie einen Boten zur Königin mit dem Auftrage, vom Reiche abzutreten.

Gott! schrie sie, als sie diese Donnerworte vernahm, und sank in Ohnmacht. Eine geraume Zeit blieb sie in diesem Zustande; endlich erholte sie sich wieder. Gott, fuhr sie fort, indem sie sich an ihre Mutter wandte, wie tief sind wir gesunken! Noch vor Kurzem reich, mächtig, angesehen; und nun arm, herabgewürdiget, verachtet! Ist es möglich, daß schuldlose Menschen in so namenloses Elend verfallen können? — Doch soll dann kein Mittel mehr übrig seyn, uns zu retten? Sollen wir ohne alle Widerrede die Opfer eines ehrgeitzigen Tyrannen werden? Ihm durch freiwillige Abtretung des Königreiches selbst ein Recht dazu geben? Nachdem die beiden Königinnen diese Sache lange miteinander überlegt hatten: fand sich endlich die Köni-

gin durch die Gründe ihrer Mutter überzeugt, daß es das Beste sei, freiwillig zu weichen. Denn unstreitig wäre es ein verwegenes Unternehmen gewesen, bei gänzlicher Wehrlosigkeit, und beim Mangel an Aussichten zur Unterstützung sich widersetzen zu wollen; die grausamste Mißhandlung hätte in diesem Falle ihr Loos werden können.

So bald Maria die Erklärung gegeben hatte, daß sie ihrem Vetter Carl von Neapel die Regierung abtrete: schritten die Stände sogleich zur Krönung. Die Pracht, welche dabei beobachtet wurde, war außerordentlich; alle Zurüstungen verkündigten den größten Jubel. Aber nur wenige aus dem Volke äußerten ihren Beifall, und jauchzten dem neuen Könige zu. Der Anblick der Königin Maria, welche nebst ihrer Mutter zugegen war, und ihre grämliche Miene, welche die innigste Kränkung verrieth, hatte dasselbe gerühret. Denn dieses ist der gewöhnliche Fall. Selbst Tyrannen, die man aufs Aeußerste verabscheute, erregen Mitleid, wenn man sie am Rande des gänzlichen Verderbens erblicket, und selbst diejenigen, welche das Unglück der-

selben beförderten, wünschen in diesem Falle ihre That ungeschehen machen zu können.

Von der Stunde an breitete sich die Sage unter dem Volke immer stärker aus, Carl sei ein Kronenräuber; Maria sei mit Unrecht von der Regierung verstoßen worden; es sei unverzeihlich, eine schuldlose Prinzessin in einen so verächtlichen, bedauernswürdigen Zustand herabzustürzen. Der Kaltsinn des Volkes gegen den neuen König, den es schon bei der Krönung gezeigt hatte, verwandelte sich bald in eine vollkommene Unzufriedenheit und Abneigung. Ueberall hörte man Ausdrücke der Verachtung, und Lästerungen gegen ihn; viele wünschten ihm schon eben dasselbe Schicksal, welches Maria gehabt hatte. Selbst einige Große, welche vieles zu ihrem Sturze beigetragen hatten, bereueten es nun, daß sie ihre und Gara's Parthei verlassen hatten, und wurden diesen gewogen. Die Königinnen aber lebten einsam und traurig in ihrer Burg, und fühlten tief das Unglück ihres verlornen Ansehens. Nur zuweilen erhielten sie Besuche von jenen Wenigen, die ihre Treue und Gewogenheit gegen sie nie abgelegt hatten, und fanden Trost und Erleichterung ihres

Schicksales in dem Umgange mit denselben. Am öftersten erschien Nicolaus Gara, und bewies durch den Antheil, den er an ihrem Zustande nahm, seine feste Anhänglichkeit an sie.

Auf den neuen König machte die Sinnesänderung des Volkes eben nicht den wünschenswerthesten Eindruck; doch setzte ihn dieselbe auch eben nicht zu sehr in Schrecken. Denn obwohl er zusehends Zutrauen und Neigung des wankelmüthigen Volkes verlor: so war er doch überzeugt, daß ihm der größte Theil des Adels eifrig zugethan sei. Seine Lage machte ihm daher wenig Unruhe; denn er fühlte sich sicher. Blieb nur der hohe Adel ihm gewogen: so konnte immer der Pöbel mißvergnügt seyn; konnte über ihn nach Belieben losziehen, ihn einen ungerechten Räuber schelten; es war nur ein unwirksamer Lärmen des Pöbels; dieser besaß keine Macht; Carl hatte nichts zu befürchten. Zudem bemerkte er mit Vergnügen, daß Maria und ihre Mutter gleichsam mit jedem Tage ruhiger wurden und sich geduldig in ihr Schicksal ergaben. Auch von dieser Seite fiel daher alle Bedenklichkeit weg.

Während daß Carl Sorgenlos seine Tage zubrachte: erschien unvermuthet ein Bote bei ihm. Denselben hatte Maria gesandt. Sie habe, sagte er, ein Schreiben von Sigmund aus Böhmen erhalten, dem als ihrem Gemahle Ungarns Krone zugedacht war. Der Brief sei äußerst wichtig; er betrefe die gegenwärtige und künftige Lage der Dinge in Ungarn; eine Sache, woran dem Könige alles gelegen seyn müsse; der Inhalt desselben erfodere eine ernstliche, reife Berathschlagung; wofern diese nicht sogleich vorgenommen, und ein fester, zweckmäßiger Entschluß gefaßt würde, könnte ein großes Unglück erfolgen; sie bäte daher den König, sich, wofern ihm seine eigene Wohlfahrt am Herzen liege, zu ihr zu begeben, und gemeinschaftlich mit ihr zu berathschlagen.

Carl säumte nicht, ihr Verlangen zu erfüllen. Die Ungeduld, ein sonderbares Geheimniß zu erfahren, beflügelte seine Schritte. Tausend Gedanken machte er sich, tausend Fragen warf er sich auf, von welchen gefährlichen Planen doch Sigmunds Schreiben Nachricht enthalten möge? Unter tausend sich durchkreuzenden Meinungen, die er bald wahr-

scheinlich fand, bald verwarf, kam er in das Zimmer zur Königin. Dort hatte man absichtlich alle Zeugen entfernt; nur Maria und Elisabeth befanden sich in dem Zimmer. Der König hatte nur zween seiner Vertrauten bei sich, die indessen in einem Vorzimmer warteten. Nachdem sich der König gesetzt hatte, zog Maria einen Brief hervor. Er ist von meinem Gemahle, sagte sie, und enthält außerordentliche Dinge. Carl heftete seinen Blick unbeweglich auf den Brief, und voll ungeduldiger Erwartung harrte er auf den Aufschluß des ihm unbegreiflichen Geheimnisses. Aber kaum hatte Maria den Brief entfaltet: da trat Blasius Forgatsch, einer aus den Ungarischen Edlen, der in dem Zimmer verborgen gewesen war, mit entblößtem Schwerte hinter den König hervor, und spaltete ihm augenblicklich das Haupt. Elisabeth schrie laut auf, als der tödliche Streich auf das Haupt des Königs gefallen war, und sank ohnmächtig zur Erde.

Auf den Lärmen eilten Carls Leute herbei, und wurden bei dem unvermutheten Anblick ihres halb entseelten Königs vor Schrecken wie versteinert. Aber zu gleicher Zeit

drangen eine Menge bewaffneter Leute herein, und besetzten zugleich die ganze Burg, um alle Rache und Gewaltthätigkeit der Gegenparthei zu hindern.

Jetzt erst entdeckte es sich, daß die Ermordung des Königs nicht bloß die Sache eines einzelnen, sondern die Wirkung eines umständlich entworfenen Planes war. Schon seit geraumer Zeit hatten die beiden Königinnen ernstliche Berathschlagungen mit ihrem Lieblinge, Nicolaus Gara über die Mittel vorgenommen, den eingedrungenen König aus dem Wege zu räumen. Nachdem sie manchen Entwurf gemacht, manchen verworfen hatten, waren sie endlich übereingekommen, den König unter dem Vorwande, sie hätten ihm wichtige Nachrichten aus einem Schreiben von Sigmund zu hinterbringen, zu sich ins Zimmer zu locken, und dort unversehens ermorden zu lassen. Zu diesem Ende wandte sich Gara an den Edelmann, Blasius Forgatsch, stellte ihm vor, welchen Dank er sich von ganz Ungarn verdienen werde, wenn er den unrechtmäßig eingeschobenen König ermorde, welches Verdienst er sich erwerben könne, welche große Belohnungen er

in Zukunft von der Königin Maria, welche Hochachtung von allen Patrioten Ungarns zu erwarten habe, und setzte ihm mit Bitten, Schmeicheleien, Gründen und Versprechungen so lange zu, bis er sich zur Ausführung dieser gräulichen Handlung entschloß. Um sich und den Königinnen sowohl während, als nach der Ausführung dieser abscheulichen That Sicherheit zu verschaffen, streute er überall aus, er gedenke an demselben Tage mit einem ansehnlichen Gefolge abzugehen, um der Hochzeit seiner Tochter beizuwohnen. Er sammelte daher eine beträchtliche Anzahl wohl bewaffneter Truppen. Allein anstatt sich derselben zu diesem Zwecke zu bedienen, hieß er sie in aller Stille in die Burg ziehen, und vertheilte sie dort auf solche Art, daß sie auf den ersten gefährlichen Lärmen sogleich an den nöthigsten Orten zugegen seyn konnten. So wurde der Wuth derjenigen von Carls Leuten, welche auf das plötzliche Geschrei herzueilten, sogleich Einhalt gethan. Gara's Mannschaft bemächtigte sich ihrer, und entwaffnete sie.

Carl wurde röchelnd in das Schloß Wissegrad gebracht, wo er nach wenigen Tagen im Jahre 1385 seinen Geist aufgab.

Wüthend giengen nun die Truppen von der Parthei der Königin Maria auf alle Italiäner los, welche Carl nach Ungarn gebracht hatte; und wer aus ihnen durch die Flucht nicht entkam, fiel unter dem unerbittlichen Schwerte. Auf solche Art hatte die Königin das ganze Reich von fremder Herrschaft gereiniget.

Aber Johann, Bischof von Agram, und die übrigen, welche die Königin Maria vom Throne gestürzet, und Carln an ihre Stelle erhoben hatten, knirschten vor Wuth. Die schändliche Ermordung ihres Lieblings, der als König ihr eigenes Geschöpf war, erfüllte sie mit unversöhnlichem Hasse gegen die Urheber derselben. Die wieder erneuerte Regierung der Königin Maria und des obersten Hofmeisters Gara war ihnen unerträglich. Beinahe hatten sie Lust, sich mit gewaffneter Hand zu rächen, und die Königin zum zweitenmale vom Throne zu stoßen. Doch die große Zuneigung des Volkes zu derselben hielt sie zurück. Denn alles war mit Enthusiasmus für die Königin eingenommen, und der Beifall und Jubel über ihre Wie-

dererlangung der Regierung war beinahe ohne Grenzen.

In kurzer Zeit setzte sich der Lärm, den die Erbitterung der Magnaten erhoben hatte; alles schien beruhiget und vergessen. Da Maria und Elisabeth glaubten, sie hätten nichts mehr zu befürchten: nahmen sie eine Reise nach Niederungarn vor, um dieses Land zu besehen. Sie hatten keine Leibwache bei sich. Nur der Hofmeister Gara, und der Edelmann, Blasius Forgatsch begleiteten sie. Ueberall, wohin sie kamen, empfieng man sie mit den unverdächtigsten Zeichen der Freude und Hochachtung. Auf dem ganzen Wege von den Segenswünschen des Volkes begleitet, kamen sie glücklich an Croatiens Grenzen. Plötzlich drang aus einem dichten Walde eine beträchtliche Anzahl Kriegsleute hervor, und umringten die Reisenden. Die Königinnen fielen vor Schrecken in Ohnmacht; ihre Begleiter zogen das Schwert, und suchten sich und die Königinnen zu befreien. Es kam zu einem überaus hitzigen Gefechte, welches eine geraume Zeit anhielt. Gara und Forgatsch wehrten sich ungemein tapfer. Endlich mußten sie aber doch der Uebermacht

weichen. Die Croaten rissen die Königinnen unbarmherzig vom Wagen herab, und schleppten sie bei den Haaren zu ihrem Landvogte.

Dieser wilde, rachsüchtige Despot hatte diese Gefangennehmung heimlich veranstaltet. Johann Horvat war ein eifriger Anhänger des ermordeten Königs Carls, und einer der ersten gewesen, welche gegen die Königin Maria Parthei nahmen. Entrüstet über ihre Regierung, hatte er nicht geruhet, bis sie gestürzt, und Carl an ihre Stelle erhoben ward. Aber die unerwartete Ermordung desselben hatte nun seinen ganzen Plan, seine ganze Freude auf einmal zernichtet. Von dem Augenblick an, da er diese gräuliche That erfuhr, schwur er daher den Königinnen, als den Urhebern dieses abscheulichen Mordes, unversöhnliche Rache. Ganz erwünscht kam ihm die Nachricht, daß dieselben den Entschluß gefaßt haben, eine Reise nach Niederungarn zu unternehmen. Er hatte die Zeit, wann sie abreisen, die Oerter, durch welche sie gehen, und gleichsam die Stunde, zu welcher sie an diesem oder jenem Orte eintreffen werden, pünktlich erfahren. Sogleich bestellte er eine hinlängliche Anzahl bewaffne-

ter Croaten, sandte sie auf die Straße hinaus, und befahl ihnen, sich in einem dichten Walde verborgen zu halten, und die Königinnen, wenn sie vorüber ziehen würden, sammt ihrem ganzen Gefolge unversehens zu überfallen, und gefangen zu nehmen. Diese vollzogen auch den Auftrag mit vollkommener Genauigkeit.

Maria und Elisabeth wurden, wie gesagt vor den Landvogt gebracht, und sogleich von demselben wegen des Königsmordes zur Rede gestellet. Fürchterlich waren die Blicke, die er auf sie warf; noch fürchterlicher die Drohungen, die er gegen sie ausstieß. Der gewisse Tod schwebte ihnen schon vor Augen; der Schrecken und die Bestürzung benahm ihnen anfänglich die Sprache; ihr Jammer und Elend hatte den höchsten Grad erreichet. Endlich faßte Elisabeth Muth, und vertheidigte sich. Unter einem Strome der bittersten Thränen stellte sie ihm vor, „daß einzig und allein das Uebermaaß ihres Schmerzens sie zu diesem Schritte verleitet habe. Maria habe doch ein unwidersprechliches Recht auf die königliche Würde gehabt; Ungarns Stände selbst hätten ihr dasselbe er-

theilet, oder wenigst bestättiget, indem sie dem Könige Ludwig, sie künftig als Königin zu erkennen, feierlich angelobt, und ihr bereits gehuldiget hätten. Carl sei Mariens Vetter gewesen; er habe sie höchst ungerechter Weise vom Reiche verstoßen, und die Pflichten der Blutsfreundschaft treulos verletzet. Ob dann ein solches Betragen eine unschuldig verfolgte, unbillig herabgewürdigte Prinzessin nicht aufs Aeußerste bringen müsse? Ihr Schmerz habe keine Grenzen gehabt. Von der heftigsten Leidenschaft hingerissen, und ihrer selbst gar nicht mehr mächtig, habe sie endlich Maaßregeln ergriffen, ihn aus dem Wege zu räumen." In den rührendsten Ausdrücken flehte sie ihn um Schonung und Gnade an. „Er sollte sie, bat sie, nicht um einer Handlung willen, die sie im Taumel der Leidenschaft unternommen, dem Tode überliefern. Um des Königs Ludwigs willen, der ihn so sehr geschätzt, hervorgezogen, erhöhet, dem er sein ganzes Glück, und allen seinen Wohlstand zu danken habe, solle er sich ihrer erbarmen." Durch ähnliche Beweggründe suchte ihn Maria zu erweichen. Sie bat, sie beschwur ihn, ihrer und ihrer

Mutter zu schonen; sie fiel auf ihre Knie nieder, umfaßte die Seinigen, und hörte nicht auf, unter Vergießung häufiger Thränen zu bitten. Doch Horvat kannte keine Versöhnlichkeit und kein Erbarmen. Er ließ sie in das Schloß Cruppa in ein Gefängniß führen, und dort strenge bewachen. Elisabeth traf noch ein traurigers Loos. Bei dunkler Nacht ward sie fortgeführt, ohne zu wissen, wohin. Der Marsch gieng über eine lange Strecke Felder und Wiesen dahin. Kein Stern beleuchtete das Dunkel der Nacht; kein Laut wachender Menschen oder Thiere war zu hören; nur das traurige Lied der Nachteule ertönte zuweilen, und der Wind pfiff fürchterlich durch die Gebüsche und Hecken. Bei jedem Schritte fühlte die Königin neuen Schauder und neues Entsetzes. So kamen ihre Begleiter mit ihr bis an das Ufer des Flußes Bozoth. Da ergriffen sie selbige, und stürzten sie in den Fluß, wo sie elendig ertrank.

Sigmund hatte sich indessen in Böhmen aufgehalten, um, weil er sich zu schwach gefühlt hatte, sich seinem Nebenbuhler, Carl von Neapel mit den Waffen in der Hand zu wider-

widersetzen, indessen wenigst von der Ferne den Gang der Dinge zu beobachten, und alsdann nach Erfoderniß der Umstände, oder nach dem Grade seiner Kräfte seine Maaßregeln zu nehmen. Schon die Nachricht von der Ermordung Carls, und von dem Beifalle, welchen das Volk seiner Gemahlin schenkte, machte ihm neuen Muth, und brachte ihn zu dem Entschlusse, sich nächstens persönlich in Ungarn zu zeigen. Nur die widrige Gesinnung eines großen Theiles der Magnaten, und die Furcht vor Gefahr hielt ihn noch zurück. Als er aber jetzt erfuhr, daß seine Schwiegermutter auf Befehl des Landvogts Horvat ertränket worden, und seine Gemahlin im Gefängnisse sei: brachte er sogleich ein beträchtliches Heer zusammen, und brach mit demselben nach Ungarn auf.

So wie er Ungarns Grenzens betrat, lief ihm alles frohlockend entgegen, und jauchzte ihm Beifall zu. Ueberall gab ihm sowohl der Adel, als das Volk sein Wohlwollen und seinen Wunsch zu erkennen, ihn künftig als König zu ehren; denn ausser den wenigen Wirbelköpfen, welche sich der Empörung schuldig gemacht hatten, und noch immer eine

andere Regierung wünschten, war alles der Königin Maria ergeben.

Aber die Größe des Schreckens, welche den Landvogt Horvat auf die Nachricht von der Ankunft Sigmunds in Ungarn befiel, ist schwer zu schildern. Ohne allen Zweifel, dachte er, sei dieser gekommen, nicht nur die Königin, seine Gemahlin von der Gefangenschaft zu befreien, sondern auch ihn für die tirannische Mißhandlung derselben und ihrer Mutter strenge zu bestrafen. Aller Muth entsank ihm nun auf einmal, und alle Wildheit und Feindschaft lösete sich in eine gelindere Gesinnung auf. Schon änderte er das harte Gefängniß der Königin in eine leidentlichere Wohnung, und erleichterte ihr dadurch die Bürde ihres Arrestes. Endlich verfügte er sich selbst zu ihr, suchte durch gute Worte, sie zu gewinnen, und bat sie gleichsam, ihm Freisprechung von aller Verfolgung zu bewirken. Er versprach, sie ehestens aus dem Gefängnisse zu befreien, und nach Ungarn zu schicken, falls sie ihm für die Sicherheit seines Lebens, und für die Sicherheit seines Eigenthums und Vermögens Bürge sein würde. Maria versprach dieses; ja sie verband sich

dazu sogar durch einen Eid. Unter dieser Bedingniß befreite sie also der Landvogt, und ließ sie nach Ofen begleiten.

Sigmund erwartete sie zu Ofen. Er hatte schon zum voraus von dem Entschlusse des Landvogts, sie nächstens loszulassen, Nachricht erhalten; deswegen eilte er nicht nach Kroatien, um sie demselben mit Gewalt zu entreissen. Maria erschien in kurzer Zeit. Der Jubel und das Frohlocken, womit das Volk sie empfing, waren außerordentlich. Nach wenigen Tagen beriefen die Stände eine Versammlung zu Stuhlweissenburg. Sigmund und seine Gemahlin wurden gebeten sich gleichfalls dort einzufinden. Sie thaten es, und Sigmund wurde bald hierauf mit großer Feierlichkeit und Pracht gekrönet. Dieses geschah im Jahre 1386 im zwanzigsten Jahre seines Alters.

Beide sahen nun ihre Wünsche erfüllet. Die Faktion der Großen war vereitelt; ein großer Theil derselben war mit dem Volke der Königin Maria und ihrem Gemahle ergeben; dieser letztere bereits als König erkannt und gekrönet. Nichts hatten sie mehr zu befürchten, nichts blieb ihnen zu wünschen

übrig. Nur ein einziger, wichtiger Punkt lag der Königin noch am Herzen: die Bestrafung des Landvogtes Johann Horvat, gegen welchen sie einen tödtlichen Haß fühlte. Sie hatte ihm zwar unter einem Eide versprochen, für die Sicherheit seines Lebens, seines Eigenthumes und Vermögens Bürge zu sein. Allein sie glaubte dieses Eides wegen an nichts gebunden zu seyn. Ihre Leidenschaft verblendete sie so sehr, daß sie zu einer künstlichen Wendung ihre Zuflucht nahm, um nur ihre Rachsucht stillen zu können; denn die grausame Mißhandlung ihrer Mutter, so wie ihre eigene gieng ihr tief durch die Seele. Sie habe dem Landvogte, sagte sie, das eidliche Versprechen nur für sich selbst, nicht auch zugleich für ihren Gemahl gethan. Sie habe ihm dadurch nicht Straflosigkeit von Seite Sigmunds, sondern nur so viel versprochen, daß sie in eigener Person an seinem Leben und Eigenthum sich nicht vergreifen werde. Diesem Grundsatze zu Folge gab sie sich alle erdenkliche Mühe, ihren Gemahl wider den Landvogt von Kroatien so heftig, als möglich, aufzubringen. Ihn zu bereden, daß er denselben mit Nachdrucke bestrafe, ihn zur em-

pfindlichsten Rache zu entflammen, war zu dieser Zeit die wichtigste Angelegenheit ihres Herzens. Nach vielen dringenden Vorstellungen befriedigte Sigmund ihren Wunsch, und schickte ein Heer nach Kroatien ab, mit dem Auftrage, den Landvogt gefangen zu nehmen.

Johann Horvat hatte im Vertrauen auf das Versprechen, das ihm Maria gegeben hatte, diesen Besuch nicht erwartet. Erstaunen und Furcht bemächtigten sich seiner, als er von dem Anmarsch der königlichen Truppen Nachricht erhielt. Das Bewußtsein seiner abscheulichen Grausamkeit, die er an der Königin Elisabeth ausgeübt hatte, ließ ihn ein unglückliches Schicksal befürchten. Um demselben, wo möglich zuvor zukommen, sammelte er seine Leute, warf sich mit denselben in den festen Ort Possega, und setzte sich dort zur Gegenwehre. Eine geraume Zeit belagerten Sigmunds Leute Possega mit vieler Hitze. Sie setzten der Stadt durch Steinwürfe, Mauerbrecher und andere Maschinen so heftig zu, daß es bereits das Ansehen hatte, sie würde sich nicht lange mehr halten können. Als Johann wahrnahm,

daß er bei der Tapferkeit und dem Glücke der Belagerer hier keine Sicherheit mehr zu hoffen habe: schlich er sich heimlich aus Possega, und floh in die Feste Dobor. Auch hier ward er heftig belagert; hielt sich aber nur eine kurze Zeit. Er ergriff heimlich die Flucht, ward aber auf derselben erwischet und gefangen genommen. Man lieferte ihn gefesselt nach Fünfkirchen.

Dort befand sich eben der König Sigmund, welcher sogleich das Urtheil über den grausamen Hochverräther ergehen ließ. Johann Horvat ward, die Hände auf den Rücken gebunden, in allen Gassen herumgeführt, mit glühenden Zangen gezwicket, und auf der Schädelstätte in vier Stücke zerhauen, welche auf die Straßen gehenket wurden. So erhilt er den verdienten Lohn für seine Verschwörung gegen die rechtmäßige Königin, uud für seine abscheuliche Grausamkeit gegen die Mutter derselben.

Aber Johann Horvat war nicht der einzige, welchen Sigmund seinen Zorn fühlen ließ. Die meisten von denjenigen, welche sich gegen ihre rechtmäßige Köni-

gin Maria empöret, Carln aus Italien berufen, und sie treulos ihrer königlichen Würde beraubt hatten, zog er jetzt zur verdienten Strafe. Johann, Bischof von Agram, einer der Haupturheber der Verschwörung, wurde seiner Güter verlustig erkläret, und seines Bisthumes entsetzet. Die übrigen wurden enthauptet. Diese stolzen, eigensinnigen Menschen hatten sich, als Sigmund nach Carls Tode nach Ungarn zur Krönung gekommen war, geweigert, sich ihm zu unterwerfen, oder um Gnade zu bitten. Seit dieser Zeit schweiften sie flüchtig im Lande herum, um nicht mit Gewalt zum Gehorsame gezwungen zu werden. Aber eben diese Lebensart schien dem Könige eine dem Staate gefährliche Sache. Eine Rotte frei herumirrender, mißvergnügter und verwegner, zu allen fähiger Menschen konnte leicht ihren Anhang verstärken, und aufs Neue eine Revolution bewirken. Diese Rotte zu unterdrücken, schien ihm vor allen notwendig zu sein. In dieser Rücksicht ertheilte er seinem Obersten Vaidaffi den Auftrag, mit einer hinlänglich starken Bedeckung abzugehen, ihren Aufenthalt auszukundschaften, sie alsdann zu über-

fallen, gefangen zu nehmen, und nach Ofen zu liefern.

Dem Befehle des Königs zu Folge gieng Vaidaffi sogleich mit einer ziemlich zahlreichen Mannschaft ab, und vernahm unterwegs, daß die Rebellen nicht weit von dem Saustrome auf freiem Felde schlafen. Sogleich richtete er seinen Marsch diesem Strome zu, schickte ringsherum Kundschafter aus, und erfuhr endlich durch sie genau den Ort, wo sie sich aufhielten. Er eilte daher diesem Orte zu, umringte die Rotte mitten in der Nacht, und griff sie an, da sie in tiefen Schlaf versenket waren. Plötzlich schreckte sie das Getöse auf; sie ergriffen die Waffen, und wehrten sich tapfer. Da der Oberste sah, daß sie entschlossen seien, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen, und daß er sie nicht anders als mit einem beträchtlichen Verlust der Seinigen würde bezwingen können: so suchte er sie durch List zu gewinnen, und hielt folgende Rede an sie.

Fürchtet Euch nicht, wackere Edelleute, indem Ihr mich und meine bewafnete Mannschaft erblicket. Ich bin nicht gekommen, um Feindseligkeiten gegen Euch auszuüben,

oder Euch dem Könige zur Bestrafung zu überliefern. Nein! Ich bin hier als Euer Freund, um Euch zurückzuführen in Euere Heimath, damit Ihr alles dasjenige Gute, was Euer Eigenthum Euch verschaffen kann, genießen könnet in ungestörter Ruhe, und ununterbrochenem Wohlseyn. Wisset! der König ist mit Euch ausgesöhnet, durch mein Bemühen vollkommen ausgesöhnet. Was hindert Euch dann, diesen glücklichen Umstand zu benützen, und von der Gnade, die er Euch anbietet, Gebrauch zu machen? Ihr habt nichts anders zu thun, als ihm mündlich Gehorsam und Treue zu schwören, und Euere Ruh und Euer Glück ist dadurch für immer gesichert. Da alle übrigen Stände und Edelleute und alles Volk dem Könige gern und unter lautem Jubel gehuldigt haben, warum wollt Ihr Euch weigern, eben dasselbe zu thun? Was glaubt dann Ihr, die Ihr an Zahl so unendlich geringer seid, gegen die große Menge zu vermögen? Oder welches Loos dürftet Ihr, wenn Ihr in dieser Gesinnung, und in diesem Zustande verharret, erwarten?

Diese Rede machte einen verschiedenen Eindruck auf die Gemüther der Rebellen.

Viele hielten sie für das was sie wirklich war, für einen listigen Kunstgriff, sie zu fangen. Andere hingegen dachten besser davon. Da sie aber alle wohl einsahen, daß sie an Zahl viel zu schwach wären, dem Obersten wenn sie derselbe mit Gewalt bezwingen wollte, zu widerstehen: so folgten sie seiner Ermahnung, und ergaben sich ihm. Vaidaffi führte sie in die Stadt Karom. Allein kaum waren sie dort ankommen, als sie mit Entsetzen gewahr wurden, daß sie der Oberste durch seine Rede wirklich getäuschet habe. Man schlug ihnen Fessel an, setzte sie auf Wagen, und brachte sie mit einer großen Bedeckung nach Ofen.

In dem Augenblicke, da sie sich hintergangen sahen, bereuten sie es, daß sie sich dem Obersten ergeben hatten. Das gegenwärtige Verfahren mit ihnen schien ihnen ein Vorspiel des künftigen zu sein, und der Gedanke daran flößte ihnen neue Erbitterung und neuen Trotz gegen Sigmund ein. In dieser Stimmung kamen sie miteinander überein, ihn, wenn sie vor ihn würden gebracht werden, nicht die geringste Unterwürfigkeit zu bezeugen. Sie kamen auch diesem Vorsatze

pünktlich nach. Als sie vor ihn geführet, und ihrer Verbrechen wegen zur Rede gestellet wurden, antworteten einige in einem überaus trotzigen Tone, andere gar nicht. Stolz und mit Verachtung aller Gefahr sahen sie dem Könige ins Gesicht, und nicht eine einzige Verneigung, und nicht das geringste Zeichen der Ehrfurcht gegen den König war ihnen abzugewinnen.

Diese grobe Beleidigung reitzte den Zorn des Königs aufs höchste. Ohne alle Gnade übergab er sie dem Henker, und ließ sie sämmtlich enthaupten. Es waren ihrer zwei und dreißig Männer, alle von guter Herkunft, von beträchtlichem Vermögen, und in Ansehung der Würden, die sie bekleidet hatten, von hohem Range. Alle giengen dem Tode standhaft entgegen. Unter allen aber zeichnete sich Stephan Contus, der von je her seines Reichthumes, seiner Macht und seiner Tapferkeit wegen berühmt war, durch seine Herzhaftigkeit vorzüglich aus. Noch in derselben Stunde, da er zur Schädelstätte abgeführt wurde, trozte er dem Könige und dem Tode, und foderte jenen höhnisch auf, seinen Muth durch eine grausamere Todesart, wenn

es möglich sei, zu erschüttern. Er würde, sagte er, wenn es der Laune des Tyrannen so beliebte, sich ohne Zittern von einem hohen Thurme herabstürzen lassen. Als der Henker hinter ihm hertrat, um ihn rückwärts, wie gewöhnlich, den Kopf abzuschlagen; tritt nur vorwärts, sagte Contus, daß ich es sehe, wie du zuhaueſt; ich fürchte den Tod nicht. So mußte der Henker vorwärts treten, und vor seinem Angesichte den Hieb führen.

Solche heldenmüthige Gesinnungen verbreiteten sich sogar auf den Knechtstand herab. Als Stephan Contus durch das Schwert des Henkers fiel: brach Ghioka, sein Schwertträger in ein erbärmliches Geheuel aus. Untröstlich rang er die Hände, und konnte nicht beruhiget werden. Bei allen Ermahnungen und Beweggründen der Umstehenden blieb er untröstlich. Lange hatte Sigmund zugesehen; endlich sprach er: Laß ab von dieser unschicklichen Trauer; jetzt bin ich dein Herr; ich kann dir mehr nützen, als dieser Rumpf. Da warf der Schwertträger einen verächtlichen Blick auf den König. Nie werde ich, antwortete er trotzig, einem Böhmischen Schweine dienen. Eher will ich mich

in Stücke zerreißen lassen, ehe ich von dem Betragen meines Herrn abweiche. Alle Böhmen zusammengenommen können nicht so viel Größe des Geistes aufweisen, als er allein. Nun so folge dann, erwiederte Sigmund höchst aufgebracht, dem Schicksale deines Herrn, unglücklicher Junge, und sei demjenigen, dem du in deinem Leben zur Beförderung aller Wildheit dientest, auch im Tode an der Seite. So sprach er, und überlieferte ihn dem Henker. Chioka reichte demselben freiwillig seinen Nacken dar, und beschloß die Zahl der Enthaupteten.

Unter diesen waren viele gewesen, die sich einst um ihr Vaterland sehr verdient gemacht hatten. Dieser Umstand machte auf viele aus dem Adel und Volke einen starken Eindruck. Es schien unbillig, solche wackere Männer einem verächtlichen Tode Preis zu geben. Da man aber hierauf sah, daß nicht nur sie selbst, sondern auch sogar ihre Knechte mit einer so rühmlichen Standhaftigkeit starben: so vergrößerte sich das Mitleid mit ihnen, und das Wohlwollen gegen sie noch mehr. In dem Maaße, in welchem diese zunahmen, fiel die Neigung für den König Sigmund,

und artete in eine laute Unzufriedenheit aus. Mit Widerwillen dachte man an die Strenge, womit er gegen manchen verfuhr, der eben nicht viel verschuldet hatte. Zu diesen Umständen, welche ihm das Wohlwollen der Nation raubten, kam nun auch der Tod seiner Gemahlin Maria. Dieser trug ungemein viel bei, daß man den König immer weniger achtete; er setzte ihn aber auch beinahe in die Gefahr, das Königreich Ungarn durch die Bemühungen eines auswärtigen Königes zu verlieren.

Maria hatte eine Schwester, Namens Adviga, welche an den König von Polen vermählet war. Sigmund befürchtete nicht ohne Grund, nach dem Tode seiner Gemahlinn dürfte diese ein Recht auf die Erbfolge im Königreiche Ungarn behaupten; denn damals war die Bestimmung, wer das Recht der Erbfolge hatte, noch großentheils dem Glücke desjenigen, welcher einen Anspruch machte, oder dem Recht des Stärkern, oder sonst einem Zufalle überlassen. Wirklich trat auch Ladislaus, König von Polen mit seinen Ansprüchen hervor, und brachte eine ansehnliche Armee zusammen, um dieselben gelten zu

machen. Was ihn besonders zu dieser Unternehmung ermunterte, war der Umstand, daß Sigmund eben von Ungarn abwesend, und das Königreich ohne Führer sich selbst überlassen war. In einem solchen Zustande konnte ein fremder bei dem ohnehin bekannten Wankelmuthe der Großen sich leicht der Herrschaft bemächtigen.

Sigmund befand sich gerade zu der Zeit, da seine Gemahlin starb, und der König Ladislaus von Polen Anstalt machte, sich das Königreich Ungarn zuzueignen, in der Wallachei. Die Wallachen, dieses wankelmüthige, unruhige, zu Neuerungen geneigte Volk, waren zur Zeit der allgemeinen Unzufriedenheit, da Sigmund von Ungarn abwesend war, und Maria allein regierte, ohne Bedenken dem großen Strome gefolgt, und von ihrer rechtmäßigen Beherrscherin abgefallen. Da hierauf Carl ermordet, Maria wieder zur Regierung gelanget, und Sigmund zum Könige feierlich gekrönet war: änderten die Wallachen, obwohl sie das Beispiel seiner Strenge in Bestrafung der übrigen Empörer in Ungarn vor sich sahen, ihre Gesinnungen doch nicht, und zwangen den König durch ihre

Widerspenstigkeit, einen förmlichen Feldzug gegen sie zu unternehmen, und sie mit bewaffneter Hand zu demüthigen. Der König fiel mit einer ansehnlichen Macht in das Land ein, und erhielt einen vollkommenen Sieg über sie. Allein kaum war er, in der Meinung, alles sei schon vollkommen beruhiget, im Begriffe, wieder zurückzukehren: als die Wallachen, uneingedenk ihrer Pflicht, sich aufs Neue empörten, und Gehorsam und Treue brachen. Um dem Könige mehrere Feinde auf den Hals zu ziehen, und ihn eben dadurch desto leichter unterdrücken zu können, zogen sie sogar die Türken ins Land, und vereinigten sich mit denselben.

Während daß Sigmund alle Kräfte aufbieten mußte, den Türken und Wallachen zu widerstehen, brach der König Ladislaus von Polen mit einem zahlreichen Heere auf, um in Ungarn einzurücken, und von diesem Königreiche Besitz zu nehmen. Diese nicht unerwartete Ereigniß brachte den König Sigmund ungemein stark ins Gedränge. Auf der einen Seite hatte er mit den Wallachen und Türken alle Hände voll zu thun; auf der andern war sein Verwandter im Begriffe, ihm

sein

sein Reich wegzunehmen; und ohne Zweifel wäre es dem Könige von Polen gelungen, sich desselben zu bemächtigen: hätte sich nicht Johann Canysa, Bischof zu Gran, noch zu rechter Zeit ins Mittel geschlagen, und Ungarn durch seine Thätigkeit vor dem Einfalle eines fremden Fürsten geschützet. In größter Eile zog er eine hinlängliche Anzahl Truppen zusammen, besetzte mit denselben alle Posten und Eingänge, und hinderte auf solche Art einen feindlichen Einfall.

Sigmund hatte indessen Nikopel belagert, und nach einer hartnäckigen Gegenwehre im Jahre 1392 endlich erobert. Die treulosen Einwohner wurden sammt der Besatzung theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Nun, da die Hauptfeste in seinen Händen war, mußten auch die übrigen Oerter und das platte Land bald fallen. Der König ließ in Nikopel eine hinreichende Besatzung zurück, und zog mit dem übrigen Theile seines Heeres in andere Gegenden. In kurzer Zeit war die ganze Wallachei wieder in seinen Händen. Nachdem er sich seinen Sieg hinlänglich gesichert hatte, gieng er wieder nach Ungarn zurück.

Wohin er jetzt trat, da stieß er auf Beweise von Kaltsinn gegen ihn, und von heimlichem Mißvergnügen. Seine Strenge gegen die Staatsverbrecher hatte ihm eine Menge öffentlicher und heimlicher Feinde zugezogen; und seit dem Tode seiner Gemahlin hatte er immer mehr an Achtung verloren. War er von einigen, welche der Königin Maria eifrig zugethan gewesen waren, jetzt nach dem Hintritte derselben zwar nicht gehaßt; so wurde er doch wenigst nicht sehr geschätzt, und mußte oft die kränkenden Kennzeichen der Verachtung wahrnehmen. Sein Hang zur Wollust, dem er allzugelinde nachgab, und seine Liebe zu den Weibern, deren Sklave er wurde, entzog ihm gleichfalls einen großen Theil seines Ansehens. Diese Lebensart machte ihn weichlich und stumpf zu Regierungsgeschäften, und verursachte, daß man ihn zuletzt, weil er beinahe nichts mehr selbst that, wenigst nichts mit Eifer betrieb, als ein unnützes Geschöpf, oder als eine Last im Staate betrachtete. Den empfindlichsten Stoß aber versetzte ihm ein neuer unglücklicher Krieg, in welchen er mit den Türken verwickelt wurde.

Bajazeth, den die meisten Schriftsteller Chaladin nennen, fiel in Mysien ein, und übte dort die grausamsten Gewaltthätigkeiten aus. Schrecklich waren die Berichte von den Fortschritten des Siegers, welche zu Ofen beinahe täglich eingiengen, fürchterlich die Schilderungen von der Wuth, mit welcher der Feind durch Feuer und Schwert alles verwüstete. Sigmund schickte Gesandte an ihn ab, und ließ ihn ermahnen, von unrechtmäßigen Eingriffen in ein fremdes Gebiet abzustehen, und sich von Feindseligkeiten zu enthalten, wozu er keine Veranlassung gegeben habe. Allein auf Bajazeth machte diese Vorstellung keinen Eindruck. Anstatt der Antwort setzte er sein Unternehmen fort; er drang mit seiner Armee immer weiter und weiter, und bekam auf solche Art beinahe die ganze Provinz in Besitz. Nun erfoderte es die bittere Nothwendigkeit, sich ihm entgegen zu setzen. Sigmund unternimmt im Jahre 1396 einen Feldzug gegen ihn, und suchet, ihm das Eroberte wieder zu entreißen, und ihn aus der Provinz zu vertreiben. Allein bei Nikopel kömmt es zu einem unglücklichen Treffen, in welchem ungefähr 20,000 Chri-

sten das Leben verlieren. Die übrigen, zu schwach, dem überlegenen Feinde Widerstand zu leisten, sind gezwungen, sich schändlich zurückzuziehen.

Diese unglückliche Niederlage schlug das Ansehen des Königs, welches ohnehin schon genug geschwächet war, noch tiefer zu Boden. Man schrieb das, was ein Werk des Zufalles war, auf Rechnung des Königes; man benützte die Traurigkeit, welche das Unglück verursachte, um das Volk gegen ihn zu erbittern. Ob es dann, so ließen sich die Großen öfters vernehmen, einen solchen König, welcher dem Reiche zu einer unnützen Last, oder wohl gar schädlich sei, noch länger dulden könne? Alles Unheil, das seit mehrern Jahren Ungarn betroffen, komme ja von ihm, oder durch ihn. Ein wollüstiger, unthätiger, feiger Mann, der im Frieden alle Regierungsgeschäfte vernachlässige, im Kriege durch seine Ungeschicklichkeit und Zaghaftigkeit alles verderbe, sei ja nicht werth, ferners König zu heißen. Es sei ja immer schon genug, wenn man einem Könige dergleichen Laster vorwerfen könne; bei Sigmund aber komme noch das, was am wenigsten zu er-

tragen ist, eine abscheuliche Grausamkeit hinzu. Ob man sich dann nicht mehr erinnere, mit welcher tyrannischen Härte er zwei und dreißig Personen vom vornehmen Adel öffentlich habe hinrichten lassen? Ein ähnliches Schicksal habe jeder alle Augenblicke zu befürchten, der gerade der Laune des Tyrans im Wege steht. Warum man dann noch länger vor einem Tyranne, dessen Recht auf die königliche Würde in Ungarn ohnehin sehr zweifelhaft sei, in Furcht und Angst schweben müsse? denn höchst wahrscheinlich habe Ladislaus von Neapel, Carls Sohn, nach Mariens Tode weit gerechtere Ansprüche auf die Krone, als Sigmund.

Das Volk, welches sich so gern gegen seine Regenten und zu Neuerungen verhetzen läßt, ward durch diese öfters wiederholten Vorstellungen so sehr gespannet, daß nun die Magnaten ohne weiteres Bedenken einen Versuch wagten, die Krone ihrem bisherigen Könige zu entreißen. Sie schickten eine Gesandtschaft an Ladislaus, König von Neapel, und ermunterten ihn, das Königreich Ungarn anzunehmen. Er habe ja, sagten sie in ihrem Schreiben, das erste Recht auf diese Krone;

Sigmund trage sie unrechtmäßig; er sollte doch ihren ernstlichen Antrag nicht verschmähen, und je eher, je lieber kommen; ohne alle Schwierigkeit und Gefahr wollten sie ihm das Königreich einhändigen; keinen Schwertstreich sollte es ihn kosten. Sigmund sei ohnehin allgemein verhaßt; Carls Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe noch allen lebhaft im Andenken; sie wünschten nichts sehnlicher, als den Sohn desselben zum Könige zu haben.

Solcher Vorstellungen machten sie ihm hunderte, und suchten ihn zu gewinnen. Aber Ladislaus erinnerte sich noch mit Schmerzen an das traurige Schicksal, welches sein Vater in Ungarn gehabt hatte, und zögerte, eine Würde anzunehmen, die mit so vieler Gefahr verbunden war.

Dem Könige Sigmund war nichts von allen diesen Planen und Anstalten unbekannt. Er wußte, daß Stephan Symonthornia, und Stephan, Woiwode von Siebenbürgen, welche schon einst Carln aus Neapel in das Königreich eingeschoben hatten, die Urheber auch dieser Verschwörung seien. Allein er wagte es nicht, die Verräther darüber

zur Rede zu stellen, oder zu strafen; so sehr war seit der Niederlage bei Nikopel sein Ansehen gesunken! Wahrscheinlich wäre es schon jetzt um ihn gänzlich geschehen gewesen, hätten ihn nicht der Erzbischof von Gran, die beiden Brüder Canysa, und Johann Maroth, Landvogt von Slavonien durch ihre Macht unterstützet. Durch diese gedecket, behielt er die Regierung noch eine Zeitlang in den Händen. Aber in die Länge konnte er sich doch nicht behaupten, und selbst diese seine Freunde waren nicht mehr im Stande, ihn ferners gegen die anwachsende Zahl und Uebermacht seiner Feinde zu schützen. Die Gegenpartei verstärkte sich gleichsam von Tage zu Tag, und schloß ihren Bund immer enger. Fest entschlossen, den bisherigen König Sigmund nicht mehr auf dem Throne sitzen zu lassen, drangen die Mißvergnügten in wiederholten Schreiben in den König Ladislaus von Neapel, ihren Antrag anzunehmen.

Noch zur Zeit verrieth zwar Ladislaus keine Lust, ihrem Wunsche zu willfahren. Gerechtes Mißtrauen in die Redlichkeit und Treue der Ungarn hielt ihn zurück. Aber end-

lich brachten es doch die Magnaten durch eine entscheidende Gewaltthat dahin, daß jener ihren Willen erfüllte. In einer ständischen Versammlung, deren Zusammenberufung die Verschwornen absichtlich befördert hatten, machten sie dem Könige Sigmund heftige Vorwürfe. Er vernachlässige die Regierung, verschleudere die Einkünfte des Staates, sei für die Aufrechthaltung der Gesetze, und für die Gerechtigkeitspflege wenig besorgt, nehme wenig Rücksicht auf die Gesetze und Verfassung des Königsreiches, und auf die Freiheiten der Stände und des Adels, übe ungescheut an Vornehmen, wie an Niedern Tyrannei aus, und ziehe das Königreich durch seine Unthätigkeit, durch seine Weichlichkeit, durch seinen Mangel an Tapferkeit und Einsicht im Kriegswesen, und durch seinen Despotismus in Verfall und Verachtung. Solche heftige Dinge sagten sie ihm auf dem Landtage öffentlich ins Gesicht. Sigmund, den solche Vorwürfe natürlicher Weise empfindlich beleidigen mußten, vertheidigte sich in ziemlich heftigen Ausdrücken. Die andern gaben aber nicht nach, und es kam zwischen beiden zu einem heftigen Wortwechsel. Im höchsten Grade

der Erbitterung endlich griffen sie ihn, und nahmen ihn gefangen. Schon waren einige Schwerter gegen ihn gezücket gewesen, und sie würden ihn ganz gewiß in Stücke gehauen haben, hätten sich nicht einige andere widersetzet. Sie machten ihn also zum Gefangenen, und übergaben ihn den beiden Brüdern, Johann und Nicolaus Gara. Diesen konnte man ihn um so sicherer zur Verwahrung anvertrauen, da es ihr besonders Interesse erfoderte, ihn nicht entwischen zu lassen; denn Sigmund hatte unter der großen Anzahl der Vornehmen, die er des Hochverraths beschuldiget hatte, auch ihren Vater hinrichten lassen. Eigene Rachsucht entflammte sie daher gegen ihren neuen Gefangenen, und verpflichtete sie, ein obachtsames Auge auf ihn zu haben. Sie brachten ihn in das Schloß Siclos, und hielten ihn dort in engem Arreste.

Kaum hatten sich die Stände auf dem Landtage Sigmunds bemächtiget: als sie mit einem zahlreichen Gefolge, mit großer Pracht, und unter vielem Jubel in der Stadt herumritten, und den König Ladislaus von Neapel zum König von Ungarn ausriefen. Sogleich entsteht unter dem veränderlichen

Volke ein allgemeines Frohlocken; alles rufet: Es lebe Ladislaus, der neue König von Ungarn! Alles wünschet ihm und dem Königreiche Ungarn zu dieser Erwerbung Glück. Wie in einem Taumel rannten die Einwohner von Straße zu Straße in der Stadt umher, erzählten sich voll Freude die glückliche Begebenheit von der Erhebung des Königs Ladislaus, priesen schon zum voraus seine Einsicht, seine Güte, seine Tapferkeit und übrigen Vorzüge, ehe sie selbige kannten, und konnten sich zu seinem Lobe nicht satt reden.

Sobald diese Erhebung in der Stadt bekannt gemacht war: schickten die Stände Boten mit dem Wappen des neuen Königs in alle Städte aus. Diese mußten die Ernennung desselben zum Könige von Ungarn verkündigen, und sein Wappen überall anheften. Auch hier bewies man überall dieselbe Theilnahme und Freude. Unter einem allgemeinen Jubel vernahm man, was vorgegangen; mit der größten Feierlichkeit trug man sein Wappen an die Oerter hin, wo sie angeheftet werden sollten; Menschen aus allen Ständen begleiteten den Zug; sogar die Geistlichkeit versammelte sich, gieng dem Zuge, der das Wappen

brachte, in Procession entgegen, und setzte es mit großem Pomp, und unter ausgesuchten Ceremonien auf den Altar.

Zu gleicher Zeit, da die Stände und das Volk sich mit diesen Anstalten beschäftigten, schickten jene auch Gesandte an Ladislaus nach Neapel ab mit dem Auftrage, ihm von der Gefangennehmung Sigmunds Nachricht zu geben, und ihn zu bitten, daß er sich zu ihnen begebe, und von dem Königreiche Ungarn Besitz nehme.

Ladislaus, der ehe im Andenken an das Schicksal seines Vaters ein so billiges Mißtrauen in die Standhaftigkeit der Ungarn gesetzt, und aus eben diesem Grunde ihren Antrag verworfen hatte, ließ sich nun denselben dennoch gefallen. Die Gefangennehmung ihres Königs schien ihm ein Beweis ihrer fortdauernden Abneigung gegen denselben, und der Umstand, daß sie nun schon zum zweitenmale mit ihrem Gesuche in ihn drangen, und ihn sogar ohne sein Wissen im ganzen Königreiche schon proklamirt hatten, flößte ihm endlich mehr festes Zutrauen zu ihrer standhaften Zuneigung zu ihm ein. Er entschloß sich also dießmal, die Ungarische Krone anzunehmen,

und rüstete in größter Eile eine Flotte aus, um so bald, als möglich, in seinem neu erworbenen Königreiche zu erscheinen. Als sich dieselbe in segelfertigem Stande befand, reisete er unverzüglich ab, kam bald nach Dalmatien, und landete hierauf zu Zara. Mit welchem Frohlocken, und mit welcher Feierlichkeit man ihn gleich an den Grenzen überall aufnahm, kann sich jedermann vorstellen, welcher den gewöhnlichen Enthusiasmus der Völker bei dem Antritte neuer Regenten kennet. Denn jedermann erinnert sich bei solchen Gelegenheiten aller bisher ausgestandenen Unbequemlichkeiten, die gewöhnlich unter jeder Staatsverfassung unvermeidlich sind, schreibet dieselben ohne Bedenken der vorigen Regierung zu, und verspricht sich unter der neuen ein besseres Schicksal.

Indessen war Sigmund traurig und elend im Schlosse Siclos gefangen gesessen. Oft beklagte er mit innigster Wehmuth sein Schicksal; denn man hatte ihn bisher sehr strenge gehalten. Endlich rührte sein Anblick die Mutter der beiden Brüder Gara, die ihn in Verwahrung genommen hatten. Sie hielt ihn allmählig in manchem Stücke, so viel in

ihrer Macht stand, gelinder, erleichterte ihm sein Schicksal nach ihrem Vermögen. Diese Spuren von Mitleid entdeckte der König; er bemerkte, daß sein Zustand Eindruck bei ihr gemacht habe; er fieng daher an, sich ihr näher anzuvertrauen. Ob es dann nicht möglich wäre, fragte er, von dieser unglücklichen Gefangenschaft loszukommen? Gern wollte er ihr und ihren beiden Söhnen die ansehnlichsten Belohnungen geben, gern sie an Vermögen, Gütern, Rang und Würde nach seinen Kräften erhöhen, gern ihnen alles zugestehen, was sie von ihm verlangen würden, wenn sie ihn aus dem Arreste entließen. Warum sie dann länger einen König in Gefangenschaft behalten wollten, von dessen Arreste sie keinen Nutzen, wohl aber von dessen Loslassung große Vortheile ziehen könnten? Sie sollten ja diese schöne Gelegenheit, sich selbst zu vergrößern, nicht ungenützt vorbeigehen lassen. Gefahr könne es ihnen für keinen Fall bringen; als König werde er sie vor jedem Vorwurfe zu schützen wissen, wohl aber große Vortheile würden sie sich ganz ungezweifelt zu versprechen haben.

Durch hundert solche Vorstellungen, die er oft wiederholte, gewann er die Mutter der beiden Brüder immer mehr. Sie fand den Vorschlag, den er ihr machte, immer mehr annehmlich. Natürliches Mitleid gegen den unglücklichen König, und Hoffnung großer Belohnungen, flößten ihr eine starke Neigung ein, seine Befreiung aus der Gefangenschaft zu bewirken.

Aber wie sehr erstaunten ihre beiden Söhne, als sie ihnen diesen Antrag machte! Sie fühlten aus Privatgründen einen persöhnlichen Haß gegen Sigmund; denn er hatte ihren Vater hinrichten lassen; zudem hatten sie sich gegen die Stände verpflichtet, ihn in Verwahrung zu behalten. Mit Heftigkeit widersprachen sie ihr, machten ihr Vorwürfe, daß sie sich durch den König so schändlich bethören lasse, daß sie Pflicht und Vaterland vergesse, vergesse das Unrecht, das er an ihrem Vater ausgeübt, die Kränkung, die er ihnen allen zugefügt habe. Wie sie dann, fragten sie, wofern sie patriotische Gesinnungen habe, an einen solchen Vorschlag nur denken könne? Und was sich dann von einem Manne für Vortheile versprechen ließen, welchen die

Stände schlechterdings nicht mehr als ihren König erkennen würden, und an dessen Stelle wirklich schon ein anderer gesetzt sei, der sich bereits an den Grenzen befinde?

Doch Nicolaus und Johann Garay mochten sagen, was sie wollten; ihre Mutter war nun einmal für Sigmund und für ihr Projekt eingenommen. In hundert wiederholten Vorstellungen suchte sie die beiden Söhne auf ihre Seite zu bringen, und dasselbe durchzusetzen. Sie läugne nicht, sagte sie, daß der König sich verschiedener Vergehen schuldig gemacht, und zu strenge regieret habe. Auch Könige seien Menschen, und begiengen zuweilen Fehler, wie andere Menschen; aber eben darum müsse man sie ihnen auch, wie andern Menschen, nachsehen und vergeben. Gesetzt auch, der König habe sich auffallend vergangen: so stehe es doch den Unterthanen nicht zu, ihm nach dem Leben zu trachten, oder ihn tumultuarisch der Regierung zu berauben, und einen andern an dessen Stelle zu setzen. Es gebe ja noch immer andere Mittel, einen König, welcher ungerecht und hart regiere, oder andern Lastern ergeben sei, an seine Pflicht zu erinnern, und zu bessern. Wenn sie heute an

diesem Könige ein Vergehen tadeln, oder bestrafen: so dürften sie wohl morgen an jenem ein anders, und ein noch weit ärgers entdecken. Kein Mensch sei ohne Fehler; bei keinem Menschen müsse sich die Strafe bis zu dessen Untergang erstrecken. Eben dieselbe Behandlung, welche dieser König bisher von ihnen erfuhr, und in Zukunft erfahren würde, möchte wohl auch dessen Nachfolger von ihnen befürchten müssen. Schlecht regierende Könige seien zwar eine Geisel der Staaten; man lobe die Rache an Tyrannen; man belege sie mit dem schönen Namen des Patriotismus, den sie auch zuweilen wirklich verdiene; aber die Rächer selbst würden gewöhnlich verhaßt; man betrachte sie nicht ohne Grund als blutgierige, verwegene, zu allem fähige Menschen, denen nicht zu trauen sei; jedermann scheue sich, mit ihnen umzugehen. Was sie dann mit dem Könige, fragte sie weiter, noch anzufangen gedächten? Sie möchten nun zu seiner Ermordung helfen, oder ihn ewig in ihrer Gefangenschaft behalten wollen: so dürfte gewiß, wo nicht der Haß, doch wenigst das Mißtrauen der nachfolgenden Könige ihr künftiges Loos seyn. Ohne allen Zweifel würden

sie

sie gleiche Vergeltung zu erwarten haben. Es sei wahr; das Schicksal, das ihr Vater gehabt habe, sei bedauernswürdig. Höchst ungerecht habe Sigmund gehandelt, da er dessen Hinrichtung befohlen. Aber was einmal geschehen sei, lasse sich nicht mehr ändern. Sie sollten doch den Tod ihres Vaters vergessen, sollten sich in die Zeiten schicken, und durch die Befreiung des Königes den Ruhm, den Reichthum und die Macht ihrer Familie befördern.

Groß war bisher die Erbitterung der beiden Brüder gegen den König gewesen, fest ihr Entschluß, durch enge Verwahrung desselben zugleich ihre Rachsucht zu stillen, und den Willen der verschworenen Magnaten getreu zu erfüllen. Doch die Beredsamkeit ihrer Mutter hatte eine noch größere Macht über ihre Herzen. Es gelang derselben, ihre feste Entschlossenheit wanken zu machen. Ihre lebhaften, zudringlichen, inständigen Vorstellungen brachten sie zum ernstlichen Nachdenken. Es war süßes Labsal für ihr nach Rache dürstendes Herz, den Gegenstand ihres bittersten Hasses, den Mörder ihres Vaters in ihren Händen zu haben, Herr über sein Schicksal,

ja selbst über sein Leben zu seyn; es war aber auch bedenklich, ihm Leid zuzufügen, oder ihn länger in Gefangenschaft zu behalten; ungewiß, welchen Ausgang die Sache endlich nehmen, welche Folgen dieselbe für sie haben würde. Blieben sie dem Plane der Verschwornen getreu, und handelten genau nach demselben: so war für sie die Gefahr, ihren Rang, ihr Vermögen, selbst ihr Leben zu verlieren, sehr wahrscheinlich, falls er durch unvorhergesehene Mittel wieder zu seinem vorigen Ansehen gelangen sollte; käme er im Gegentheile durch sie wieder zu seiner ehemaligen Macht, indem sie ihn aus der Gefangenschaft losließen: so waren ihnen Straflosigkeit in Ansehung des Vergangenen, und für die Zukunft große Belohnungen, Vergrößerung ihres Ansehens, Vermehrung ihres Vermögens, und mehr andere wichtige Vortheile sicher. Lange waren sie unschlüssig; lange kämpften sie unter diesen beiden entgegengesetzten Betrachtungen mit sich selbst. Endlich siegte doch die Vernunft über die Leidenschaft, der Eigennutz über die Rachgierde, und beredete sie, den Vorschlägen ihrer Mutter zu folgen.

Sie begaben sich in sein Zimmer, und unterredeten sich mit ihm. Beide Theile wurden bald einig, und schlossen einen Vertrag. Sigmund versprach ihnen gänzliche Vergessenheit alles Vorhergegangenen, sie künftig wie seine Brüder zu behandeln, und ihre Macht und ihr Ansehen durch die Einräumung eines großen Stück Landes zu vergrößern. Nachdem der König diese Bedingnisse feierlich beschworen hatte, entließen sie ihn heimlich in der Nacht, und gaben ihm eine hinlängliche Bedeckung mit, die ihn in aller Stille nach Mähren begleitete. Von Mähren gieng er nach Böhmen, wo er ein zahlreiches Heer sammelte, um nächstens mit großer Macht nach Ungarn zu rücken, und dort neuerdings als rechtmäßiger König aufzutreten.

In wenigen Tagen erscholl in ganz Ungarn das unvermuthete Gericht, Sigmund sei heimlich aus seiner Gefangenschaft im festen Schlosse Sielos entkommen, befinde sich nun in Böhmen, und sei im Begriffe, mit einer furchtbaren Macht nach Ungarn zurückzukehren, um sich dort seine königliche Gerechtsame wieder zuzueignen. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für seine Feinde,

die treulosen Ungarischen Stände. Der Schrecken dieser Empörer war so, wie das Erstaunen der ganzen Nation, ohne Grenzen. Alles gerieth in Angst und Verwirrung; alles sah ihn schon mit einer furchtbaren Macht in der Fülle seines Zorns heranrücken, glaubte schon seine schwere rächende Hand zu empfinden. Alles lief in der größten Verlegenheit durch einander; man wollte Rath schaffen, und konnte kein Mittel finden, sich aus dem Gedränge zu ziehen. Man schwebte in Ungewißheit, ob es räthlicher sei, die Flucht zu ergreifen, oder zurückzubleiben. Die furchtsamern verwünschten schon die ganze Verschwörung, machten sich selbst heftige Vorwürfe, daß sie derselben beigetreten waren; noch heftiger denjenigen, die sie dazu verführet hatten. Viele waren der Meinung, man müsse den Ausbruch von Sigmunds Zorn nicht erst erwarten, sondern durch demüthige Unterwerfung zuvorkommen, und ihn freiwillig zurückrufen. Andere hingegen verharrten bei ihrer Gesinnung; schalten diese treulose Bundesgenossen und feige Memmen, und machten ihnen noch mehr andere kränkende Vorwürfe.

Diese Verwirrung vergrößerte noch die Gefahr, welche von Sigmunds hereinbrechender Macht drohte. Denn die Gemüther entzweiten sich förmlich; ganze Partheien rotteten sich zusammen; jede vertheidigte ihre eigene Meinung mit der äußersten Hitze; jede fühlte einen tödtlichem Haß gegen die andere. Es kam darüber zu Thätlichkeiten; mit äußerster Wuth zogen die erbitterten Partheien gegen einander los, und es entstand ein förmlicher Bürgerkrieg. Vor allen ergriffen jene Großen, welche nun ihre Untreue gegen den König bereueten, weil sie von derselben schädliche Folgen befürchteten, die Waffen gegen diejenigen, welche den König gefangen genommen hatten. Mit wilder Raserei stürmten sie gegen selbige los, als gegen ihre Verführer, und gegen die Urheber ihres Verderbens; und Ungarn ward bei dieser Gelegenheit der Schauplatz des Mordes und der Verwüstung.

Während daß sich alles in dieser gefährlichen Unruhe befand: kam Sigmund an die Grenzen des Königreiches Ungarn. Seinen Eintritt begleitete ein allgemeiner Beifall. Welchem Orte er sich immer näherte, da eilte ihm alles mit Frohlocken entgegen. Alles er-

kannte ihn als rechtmäßigen König, und huldigte ihm. So gelangte er von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, ohne daß sich jemand weigerte, sich ihm zu unterwerfen. Beinahe alle Provinzen in Oberungarn vereinigten sogar ihre Macht mit der Seinigen, damit er in den Stand gesetzt werde, auch diejenigen Provinzen, die sich ihm etwa widersetzen möchten, zu bezwingen. Selbst Menschen, die zuvor mißvergnügt über ihn gewesen waren, und ihn gehasset hatten, erklärten sich nun für ihn, und standen ihm bei. Denn Menschen von gemeinem Schlage sind gewöhnlich sehr veränderlich, und lassen sich meist nur durch äußere Umstände leiten. Mit eben der Leichtigkeit, womit sie irgend eine Parthei einmal ergriffen hatten, verlassen sie selbige wieder, und ergreifen die entgegengesetzte, sobald sie wahrnehmen, daß dieselbe mächtiger wird, und das Glück sich auf ihre Seite wendet. Unter so günstigen Umständen rückte Sigmund immer weiter, und erschien endlich vor Ofen. Hier waren jene Stände versammelt, welche, als seine bittersten Feinde seine Gefangennehmung veranlasset hatten, und nun noch immer bei ihrer widrigen Gesinnung

gegen ihn hartnäckig verharrten. Diese boten alle ihre Kräfte auf, und setzten alles in Bewegung, um es dahin zu bringen, daß der König nicht zum Besitze der Hauptstadt gelange. Allein alles ihr Bestreben war fruchtlos. Die meisten Einwohner der Stadt waren ihrem alten Könige zugethan, oder verabscheuten wenigst eine Widersetzlichkeit, welche ihnen nur Gefahr bringen konnte. Man öffnete ihm die Thore, und übergab ihm die Stadt. Eben dieses geschah auch an den übrigen festen Oertern, und Sigmund war nun wieder Herr von ganz Ungarn.

In dem Herzen des Königs Ladislaus hatte gleich die erste Nachricht von der Ankunft des Königs Sigmund in Ungarn mit einer beträchtlichen Macht eine lebhafte Bestürzung erzeugt. Zu spät sah er jetzt ein, daß sein Vertrauen auf die Standhaftigkeit der Ungarn, und die Ausführung seines Entschlusses, die Krone dieses Königreiches anzunehmen, übereilet gewesen sei. Ernstlich bereuete er diese Handlung, und machte sich selbst Vorwürfe darüber. Was sollte er nun in diesen bedenklichen Umständen unternehmen? Die Parthei der Großen und das Volk waren

größtentheils treulos von ihm abgefallen; Sigmund genoß die Gunst und Unterstützung beinahe der ganzen Nation; seine eigene Macht war zu schwach, um sich gegen einen mächtigen Nebenbuhler zu behaupten; auf fremden Beistand konnte er sich keine Rechnung machen. Diese traurige, gefährliche Lage setzte ihn in die größte Verlegenheit. Doch hoffte er noch immer auf eine unerwartete ihm vielleicht günstige Wendung; auf eine zweite Sinnesänderung der Großen und des Volkes; auf einen mächtigen Streich seiner Parthei; auf eine ihm vortheilhafte Wendung des Kriegsglückes derselben. Wenigst entschloß er sich, zu Zara noch eine Zeitlang zu bleiben, und die Auflösung des großen Räthsels zu erwarten. Als er aber sah, daß seinem Gegner eine Stadt nach der andern sich unterwarf, eine Provinz nach der andern huldigte, und daß derselbe bereits Ofen in seinen Händen habe: da verlor er alle Hoffnung und allen Muth, und beschloß, unverrichteter Dinge also gleich in sein Vaterland wieder zurückzukehren. Vor seinem Abzuge setzte er noch ein Schreiben an den König Sigmund auf, worin er sich wegen seines Zuges nach

Ungarn so gut, als er konnte, entschuldigte. Dieses schickte er ihm zu, und gieng hierauf ohne Verzug nach Italien zurück.

Sigmund saß nun unangefochten und ruhig auf seinem Throne. Seine Feinde waren gedemüthiget, und wagten es nicht wieder, sich gegen ihn aufzulehnen. Als er alles rings umher sicher sah, und für ihn gar keine Gefahr mehr zu befürchten war: begab er sich nach Slavonien, und berief dort eine ständische Versammlung. In derselben ward der Hochverrath des Woiwoden Stephans untersuchet, und derselbe zum Tode verurtheilet. Dieser hochmüthige Mann war einer der ersten Urheber der Verschwörung gewesen. Er hatte während der Zeit, da Sigmund mit einheimischen Feinden zu thun hatte, die Türken heraufgerufen, um ihn recht ins Gedränge zu bringen. Er war die erste Veranlassung so vielen während dieses Krieges mit den Türken vergossenen Ungarischen Blutes, und der schrecklichen Niederlage bei Nikopel gewesen.

Uebrigens regierte Sigmund seit dieser Zeit klug und gütig. Er überließ sich nicht mehr, wie ehe, so sehr den Wollüsten, daß er darüber das Beste seines Staates vergaß;

er hütete sich auch, zu strenge gegen solche Personen zu verfahren, die ihn beleidiget hatten, oder andere durch Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu kränken. Die großen Stürme, die er ausgestanden, hatten ihm zwo wichtige Wahrheiten ans Herz gelegt: Wie tief ein Fürst herabsinken könne, wenn er seine Pflichten vergißt, sich der Wollust, der Trägheit, und seinem eigenen Willen unbedingt überläßt; und dann wie sehr er selbst an seinem eigenen Sturz arbeite, wenn er gegen diejenigen, welche seine Schwachheit und Gebrechen tadeln, mit harten Strafen verfährt, anstatt sie durch Besserung seiner eigenen Fehler zu gewinnen.

Sigrid, die herrschsüchtige,

oder

die Weiberrache.

Diejenigen Länder, welche heute zu Tage unter dem Namen der Nordischen Staaten bekannt sind: Dänemark, Norwegen und Schweden, waren noch im zehnten und eilften Jahrhunderte in mehrere für sich bestehende Staaten getheilet, deren jeden ein so genanter König beherrschte. Einzelne kleinere Bezirke standen wieder unter einzelnen kleinern Königen, oder es waren Jarls, das ist, Grafen oder Statthalter über dieselben gesetzt, welche den größern Königen unterworfen waren. Einige der ersten waren diesen letztern zinsbar; andere waren es nicht; durchgehends aber behaupteten diese über jene und deren Länder die Oberherrschaft.

In Schweden herrschte gegen das Ende des zehnten Jahrhunders der König Erik der

Siegreiche. Er hatte Sigrid, die Tochter und Erbin Skoglars Toste, eines reichen Westgothischen Herrn zur Ehe, ein stolzes, herrschsüchtiges, rachgieriges Weib. Ihr Gemahl war bereits zu einen hohen Alter gelanget. Seine Kräfte nahmen ab; seine Munterkeit verließ ihn täglich mehr und mehr; man konnte nicht mehr eine lange Dauer seines Lebens erwarten.

Dieser Umstand gieng seiner Gemahlin tief in die Seele. Nicht darum, als wäre die Trennug von ihm ein ihrem Herzen unerträgliches Uebel. Einer so tiefen menschlichen Empfindung war Sigridens barbarisches Herz nicht fähig. Sie bebte vor dem Gedanken an das Hinscheiden ihres Gemahles, weil sie wußte, daß sein Tod auch den Verlust ihres eigenen Lebens nach sich ziehen müsse. Erik und Sigrid waren der heidnischen Religion zugethan, und nach den Religionsgesetzen der heidnischen Völker des Nordens durfte eine Frau von vornehmen Stande, zumalen eine Königin den Tod ihres Gemahles nicht überleben. Es war heilige Pflicht für sie, sich selbst das Leben zu nehmen. Dieses war es, was sie in Furcht setzte. Sich

selbst dem Tode Preis zu geben, war eine Sache, die sich einem noch so jungen, feurigen Frauenzimmer nicht zumuthen ließ. Unmöglich konnte sie ein so trauriges Schicksal freiwillig über sich kommen lassen. Um demselben zu entgehen, schied sie sich von ihrem Gemahle. Denn im Norden war dieses damals gemeine Sitte, daß Weiber, wenn ihnen ihre Männer nicht mehr gefielen, oder wenn sie sonst eine Ursache dazu verleitete, sich ohne Hinderniß von denselben trennten, und daß Männer eben so willkührlich ihre Frauen verstießen, und sich mit andern verbanden.

Um diese Zeit fanden sich mehrere Freier aus der Nachbarschaft ein, die um Sigridens Hand warben. Denn obschon sie ein Herz voll Bosheit, Herrschsucht und Rachgierde besaß: so schreckten doch dergleichen böse Eigenschaften so barbarische Völker, wie damals die Nordischen waren, nicht ab. Tückische Arglist, Recht des Stärkern, Gewaltthätigkeit und Grausamkeit waren allgemein unter ihnen herrschende Laster, die man nicht einmal an dem Frauenzimmer als solche betrachtete. Sigrid war die Tochter eines

mächtigen Herrn in Westgothland; sie besaß große Reichthümer, war schön und wohlgewachsen; und das war genug, um die Neigung Nordischer Fürsten gegen sie zu entflammen. Der König Wisewald von Gardarike, Harald Gränske von Westpholden, und noch sechs andere kleinere Könige meldeten sich, und suchten sich ihre Gunst und ihre Hand zu erwerben.

Allein die stolze Sigrid fand sich durch die Anträge dieser Fürsten beschimpfet. Ich, die ich zuvor Königin von Schweden war, dachte sie, ich, die ich größere Reichthümer besitze, als je eine Prinzessin rings umher, ich sollte nun die Gemahlin kleinerer Könige werden? Männer die meiner nicht würdig sind, wagen es meine Hand zu verlangen? Welche Verwegenheit! Empfindlich beleidiget (wenigst schien sie es; vielleicht war es auch nur die Wirkung natürlicher Grausamkeit) versammelte sie ihre Freier um sich her, so, daß einer von dem andern nichts wußte. Jeder aus ihnen glaubte, die Königin werde nun ihre Gesinnung geändert, und diese Einladung keine andere Absicht haben, als ihn durch eine günstige Erklärung zu überraschen. Mit

frohen Herzen machten sie sich auf den Weg; die Hoffnung beflügelte ihre Schritte. Doch als sie noch beisammen waren, änderte sich die Scene. Sigrid ließ sie sämmtlich bezechen, und alsdann lebendig verbrennen.

Nur ein einziger lag ihr am Herzen, der König Olar Tryväson von Norwegen. Vielleicht war dieses die vornehmste Ursache, warum sie so grausam gegen die andern verfuhr. Olav hatte ihr zwar seine Person nicht selbst angetragen. Aber er war ein Fürst voll männlicher Kraft, tapfer, kühn, ein treflicher Seefahrer, und überdieß angesehen, wie es im Norden wenige waren. Hatte er sich ihr gleich als Freier nicht selbst dargestellet: so war ihm doch ihr ganzes Herz gewidmet. Ihn allein liebte sie feurig; auf ihn allein waren alle ihre Gedanken und Wünsche gerichtet; alle übrigen waren ihr höchst verhaßt. Ihre Neigung zu ihm war so groß, daß sie ihn sogar in seinem Lande besuchte. Sie hoffte, Umgang und nähere Bekanntschaft werde ihm Neigung zu ihr entflößen.

Olar war nicht gleichgültig gegen die Ehre, einer Frau zu gefallen, die schon so viele, zum Theile auch ziemlich vornehme

Freier mit Verachtung und Abscheu von sich gestoßen hatte. Er las in ihren Mienen die Geheimnisse ihres Herzens; er verstand die Sprache, welche ihre Augen redeten. Auch er erwiederte die Neigung, die sie gegen ihn blicken ließ. Er begegnete ihr gefällig, liebreich, zuvorkommend. Der Umgang zog bald eine gegenseitige nähere Erklärung nach sich. Sigrid scheute sich nicht, ihm laut zu gestehen, daß sie ihn liebe, und sich ihn zu ihrem Gemahle wünsche. Auch der König entdeckte ihr seine Neigung, und trug ihr seine Person an. In kurzer Zeit wäre gewiß eine Heirath zwischen beiden zu Stand gekommen: hätte der König bloß auf seine und ihre gegenseitige Neigung gesehen. Aber ein einziges Hinderniß stand im Wege.

Olav bekannte sich zur christlichen Religion. Er war ein Eiferer für dieselbe, der keine Gelegenheit sie auf das thätigste zu befördern, entwischen ließ. Seit dem Antritte seiner Regierung hatte er das Christenthum durch Vermählungen, Geschenke, Beförderungen, und durch Leibes- und Lebensstrafen in Grönland, Island, bei den Fardern und im ganzen nördlichen Norwegen ausgebreitet.

An-

Anfänglich hoffte er, sie werde sich durch Vorstellungen und Gründe bewegen lassen, zur christlichen Religion überzutreten. In dieser Absicht machte er mehrere Versuche, sie zu bekehren. Allein Sigrid blieb standhaft dem Heidenthume zugethan. Eine geraume Zeit sah der König zu, in der Hoffnung, sie werde endlich doch noch zu bessern Gesinnungen kommen. Er wiederholte alle ihm möglichen Gründe und Vorstellungen, wodurch er ihr das Christenthum annehmlich zu machen suchte, und that noch neue hinzu. Auch der Bischof des Ortes bot alle seine Thätigkeit und Beredsamkeit auf, diesen Zweck zu erreichen. Allein weder Gründe, noch Vorstellungen und Bitten vermochten so viel über sie, daß sie in das Verlangen des Königes willigte. Darüber gerieth endlich dieser in einen solchen Aerger, daß er alle Unterhandlung abbrach, und ihren Antrag förmlich verwarf.

Eine geraume Zeit verstrich, ehe Sigrid Norwegen verließ. Sie schmeichelte sich mit dem Gedanken, die Liebe zu ihr werde den König endlich bewegen, von seiner Foderung abzustehen; und er hoffte noch immer, die Wiederholung kräftiger Vorstellungen werde

doch einmal ihre Denkungsart umstimmen. So lebten beide noch immer beisammen, ohne daß der eine oder der andere Theil seine Wünsche befriediget sah.

Doch jetzt ereignete sich eine Begebenheit, welche nicht nur in Ansehung der gegenwärtigen Angelegenheit entscheidend, sondern auch in Rücksicht auf Olavs künftiges Schicksal von äußerst wichtigen Folgen war: Indem derselbe seinen Unwillen gegen Sigridens Eigensinn zu deutlich blicken ließ, entstand zwischen beiden ein überaus heftiger Wortwechsel. War die Art auf welche er die christliche Religion vertheidigte, heftig: so war es diejenige, auf welche sie dieselbe verwarf, noch mehr. Ihr lebhafter Widerspruch brachte endlich den für das Christenthum eifrig eingenommenen König so sehr in die Hitze, daß er ihr seine Handschuhe an das Gesicht warf, und sie eine heidnische Hündin schalt. Man halte ja diese Angabe nicht für unwahrscheinlich. Solche Aeußerungen waren dem Geist der damaligen Zeit gemäß. Viele Völker, besonders die Nördlichen, waren um diese Zeit noch äußerst rohe und ungeschliffen, heftig in ihren Leidenschaf-

ten, hart und gewaltthätig in ihrem Betragen. Solcher Ausbrüche einer unbändigen Leidenschaft war man damals gewohnt. Aber auf Sigridens hitzige Gemüthsart machte diese schimpfliche Behandlung dessen ungeachtet einen tiefen Eindruck. Augenblicklich brachte sie ihre Leute und ihr Gepäcke zusammen, und trat die Rückreise an. Am Ufer machte ihr Oläv, als sie eben im Begriffe war, ihr Schiff zu besteigen, noch bittere Vorwürfe. Sigrid erwiderte in einer nicht weniger bittern Sprache. Da bemächtigte sich des Königs ein so heftiger Zorn, daß er darüber alle Gegenwart des Geistes verlor. Mit Unmuth stürzte er plötzlich auf sie hin, und stieß sie in das Meer hinab.

Ein allgemeines Geschrei, das unwillkührliche Zeichen eines unvermutheten Schreckens, erhob sich bei diesem Vorfalle. Doch ward sie augenblicklich gerettet. Man brachte sie in das Schiff, und stieß in die See. Schnell segelten ihre Leute mit Hülfe eines günstigen Windes fort, froh, daß sie ihre Gebieterin von der Gefahr so glücklich befreiet hatten. Alle befremdete des Königs Betragen als eine abscheuliche Gewaltthätigkeit, und

während der ganzen Reise hörte man beinahe nichts, als laute Klagen, und Lästerungen gegen denselben. Doch niemand empfand diese Behandlung als eine auffallend schimpfliche Beleidigung so tief, als Sigrid selbst. Unauslöschlicher Groll, tödtliche, unversöhnliche Feindschaft kochte seitdem in ihrem Busen. Ewigen Haß schwur sie ihm; sie glühte vor Begierde, sich an ihm grausam zu rächen.

Während daß Sigrid ihr leidschaftliches Herz mit dem süssen Gedanken an Rache weidete, und wechselweise höllische Marter fühlte, weil sie ihre Leidenschaft nicht sogleich befriedigen konnte, hatte der König von Norwegen nach einer Reihe seltsamer Begebenheiten das Glück, sich mit einer andern Gattin zu verbinden. Diese war Thyra, eine Schwester des Königs Swend von Dänemark.

In der Jomsburgischen Herrschaft, welche dem Wendischen Könige Burisleif in Rügen unterworfen war, befand sich damals Sigwald Srutharaldson als Staathalter. Dieser tapfere, ehrgeitzige, unternehmende Herr strebte aus allen Kräften nach

höhern Ansehen, größerer Macht. Die Abhängigkeit von dem Könige Burisleif war für ihn ein unerträgliches Joch. Dasselbe abzuschütteln, und sich selbst zum unbeschränkten Herrn der Jomsburgischen Herrschaft zu erheben, war sein heißester Wunsch. Auf diesen wichtigen Gegenstand waren alle seine Gedanken und Entwürfe gerichtet. Doch die richtige Bemerkung entgieng ihm nicht, daß er seinen Zweck durch sich selbst, ohne andere Hülfsmittel schwerlich erreichen würde. Von einer gewaltsamen Empörung mußte der Erfolg nothwendig sehr zweifelhaft seyn, und daß ihm der König die Oberherrschaft freiwillig abtreten würde, war nicht zu erwarten. Nothwendig mußte er daher eine Handlung einleiten, welche den König von selbst zur Abtretung der Oberherrschaft bestimmen sollte. In dieser Absicht bewarb er sich um Burisleifs Tochter. Giebt diese mir ihre Hand, dachte er, so ist die Herrschaft Jomsburg mein Eigenthum. Sie wird nicht zugeben, daß sie, als eine Königstochter, künftig als Gemahlin des Staathalters um eine beträchtliche Stufe niedriger stehe. Auch Burisleif wird dafür halten, Gemahlin eines ab-

hängigen Staathalters zu seyn, sei unter der Würde einer königlichen Prinzessin.

Mit unverdrossener Thätigkeit warb Sigwald um Astridens Hand. Durch Betheuerungen seiner Liebe, durch Vorstellungen, Schmeicheleien und Bitten suchte er sie zu gewinnen. Keine Unternehmung war ihm zu beschwerlich, keine zu geringe, um ihr gefällig zu werden. Astrid schien nicht gleichgültig gegen seinen Antrag zu seyn. Anfänglich beobachtete sie zwar eine Zurückhaltung, die auch unter barbarischen Völkern dem Frauenzimmer gewöhnlich eigen ist. Aber wider ihren Willen verrieth sich, wie dieses gemeinlich geschieht, selbst durch das Bemühen, gleichgültig zu scheinen, ihre Zuneigung zu ihm. Von Tage zu Tag ward sie endlich vertraulicher; zuletzt machte sie kein Geheimniß mehr aus ihrer Liebe.

Willst du meine Hand dir erwerben, sagte sie einst zu ihm, so mußt du nothwendig erst wichtige Bedingnisse erfüllen. Sieh! ein beträchtlicher Theil von Winland, der zu dem Reiche meines Vaters gehört, ist schimpflich an Dänische Oberherrschaft gebunden. Mein Vater muß für diese Besitzung den Königen

von Dänemark Schatzung bezahlen. Machest du ihn frei von diesem Joche, unterwirfst du diesen Bezirk ganz seiner uneingeschränkten Gewalt, und bringest überdieß, um diese Erwerbung zu sichern, den König Swend von Dänemark gefangen nach Jomsburg: so sollst du Astridens Hand, und durch dieselbe das Eigenthum von Jomsburg besitzen. Betrachte einmal die Sache genau! Das Geschäft, das du verrichten sollst, ist leicht, wofern du nur Muth hast; und der Preis, den du dafür erlangen wirst, groß.

Wer war vergnügter über diese erwünschte Aeußerung, als Sigwald Struthaldson? Ich will sie erfüllen, sagte er, diese Bedingniß, will Winland von der Zinsbarkeit befreien, und den Dänischen König Swend als Gefangenen vor Euch stellen, so wahr ich Sigwald Struthaldson heiße. Vielen Dank, holde Prinzessin, daß Ihr mir eine so schöne Gelegenheit gabt, mir durch eine große und gefährliche Unternehmung Euere Hand zu verdienen. Ich will mich würdig machen Eueres Beifalls und Euerer Gunst durch die unerschrockene Aus-

führung einer kühnen That. Der Erfolg soll Euerer Erwartung entsprechen.

Von der Stunde an sann er auf Mittel, sein Versprechen zu erfüllen. Der Plan war in kurzer Zeit entworfen, und bald darauf ausgeführt. Sigwald begab sich mit dreien Schiffen in die See. Auf jedem derselben befanden sich hundert Mann. Als er nach Seeland, dem Wohnort des Königes von Dänemark gelandet war, machte er Halt. Sogleich schickte er einen Boten an Swend, und ließ ihn bitten, zu ihm auf das Schiff zu kommen. Er habe ihm äußerst wichtige Geheimnisse zu entdecken, und ringe bereits mit dem Tode. Dieser unglückliche Umstand mache es ihm unmöglich, sich selbst zu ihm zu verfügen. Wofern ihm daher seine Ehre, seine Ruhe, sein Leben, die Erhaltung seines Reiches lieb sei: so solle er kommen.

Sigwald streckte sich, nachdem der Bote abgegangen war, wirklich auf sein Lager hin, als wäre er tödlich krank, und erwartete den König in dieser Stellung.

Mit Erstaunen vernahm Swend den Antrag des abgeschickten Boten. Seine Neugierde ward aufs höchste gespannet. Strebet

mir jemand nach dem Leben, dachte er bei sich, oder steht meinem Reiche der Umsturz bevor? Und wer soll dann der Urheber irgend eines heimlichen Unternehmens gegen mich seyn? Irgend ein auswärtiger Fürst? Aber welcher Fürst wird so feige seyn, mich ohne vorhergegangene Kriegserklärung hinterlistig wie ein Meuchelmörder zu überfallen? Oder einer meiner Großen, oder mein Volk? Aber ich kann mich nicht erinnern, daß ich je einem die geringste Veranlassung dazu gegeben habe. Ich habe keinen beleidiget; die Großen scheinen mir nicht abgeneigt, das Volk ist mir zugethan. So gerieth er bald auf diesen, bald auf jenen Gedanken, und verwarf am Ende einen jeden. Er konnte schlechterdings nicht begreifen, welches wichtige Geheimniß ihm der Statthalter möchte zu entdecken haben. Doch baute er zu viel auf dessen Redlichkeit, um die Wahrheit seiner Nachricht in Zweifel zu setzen. Er begab sich daher voll Erwartung an das Ufer. Dreißig bewafnete Männer begleiteten ihn.

Damit der König bequem zu ihm kommen konnte, hatte Sigwald vom Strande an von einem Schiffe zum andern bis zu dem Sei-

nigen Brücken anlegen lassen. Als Swend mit seiner bewaffneten Mannschaft das erste Schiff erreichet hatte: ersuchte man ihn unter dem Vormande, die folgenden Schiffe möchten unter der Last so vieler sinken, zehn Mann zurückzulassen. Der König, der nichts Arges vermuthete, gab diesem Verlangen Gehör. Eben diesen Antrag that man beym zweiten Schiffe, und auch dießmal ließ es der König geschehen, daß seine Leute zurückblieben. Nur noch mit der schwachen Bedeckung von zehn Mann versehen, betrat er endlich Sigwalds Schiff. Hier fand er den Statthalter hingestreckt auf sein Lager, ächzend, und beinahe ohne Bewegung.

Langsam, als hätten ihn alle Kräfte verlassen, schlug er die Augen auf, als Swend vor ihm stand, und warf einen matten Blick auf ihn. Kaum schien er vor Schwäche sein Haupt gegen ihn wenden zu können. Ich habe dir — sprach er mit leiser, gebrochener Stimme, — wichtige Geheimnisse — zu entdecken — — O! — du wirst — erstaunen; — man hat — — Hier bückte sich Swend zu ihm herab, um

seine Worte (denn er sprach außerordentlich leise, als wollte ihm der Athem entweichen) deutlicher zu vernehmen. Plötzlich ergriff ihn Sigwald, sprang frisch und munter von seinem Lager auf, und hielt ihn fest. Seine Leute, welche schon zuvor unterrichtet waren, versicherten sich seiner Leibwache, daß sie ihm nicht beispringen konnte. In jedem Schiffe bemächtigte man sich auch seiner zurückgelassenen Bedeckung. Auf solche Art war der König in Sigwalds Gefangenschaft. Ohne Verzug hieß hierauf der Statthalter die Schiffe fortsegeln. Er führte den König nach Jomsburg.

Swends Erstaunen und Schrecken bei dieser unerwarteten Begebenheit ist über alle Beschreibung. Lange Zeit blieb er völlig betäubt und sprachlos. Endlich gieng sein Schrecken in Unmuth und wilden Grimm über. Doch drückten mehr seine Geberden und Blicke, als Worte seine heftige Leidenschaft aus.

Triumphirend, und voll stolzen Gefühles von der Größe seiner Unternehmung begab sich hierauf der Statthalter zu Astriden. Ich versprach Euch, sagte er, einen schweren

Plan auszuführen; und seht! Sigwald ist ein Mann; er hat Wort gehalten. Der König von Dännemark ist in seinen Händen. Der Statthalter von Jomsburg kann ihm nun Gesetze vorschreiben; er kann ihm befehlen, den Theil Winlands, der bisher demselben zinsbar war, augenblicklich frei zu machen; er wird es auch thun. Nun erfüllet auch Ihr Euer Versprechen; lasset Euere Hand den gewünschten Preis dieser gefährlichen That seyn.

Wer kann das Entzücken malen, welches der glückliche Ausgang dieses Unternehmens in Astridens Herzen erweckte? Er hat sie also ausgeführt, die kühne That? sagte sie im Stillen zu sich selbst, und wird nun der Meinige werden? — Aber wie? wenn mein Vater sich weigerte, Jomsburg von seiner Oberherrschaft zu trennen? Er ist ehrgeitzig, stolz, eigensinnig. Wie? wenn er es abschlüge, mich dem Statthalter unter diesen Bedingnissen zu überlassen? — Diese Sorge trübte noch ihre Freude über den glücklichen Ausgang der Gefangennehmung des dänischen Königs. Sigwald selbst schwebte noch zwischen Hoffnung und Furcht, und dachte

ängstlich auf Mittel, den König Burisleif so zu gewinnen, daß er unbedingt sein Verlangen erfülle.

Er begab sich hierauf zum Könige, und machte ihm das, was er unternommen hatte, bekannt. König, sagte er, ich bin gekommen, dir eine wichtige Nachricht zu melden. Ich habe eine That gewagt, welche, wofern du mitwirken willst, den Ruhm deines Reiches vergrößern wird. Schon oft hörte ich laute Klagen von dir, daß ein Theil deines Reiches dem Könige von Dännemark schatzpflichtig ist. Mit Recht hieltst du diese Unterwürfigkeit für einen Schimpf, der bisher an deiner Ehre klebte. Denn was ist schändlicher, als wenn ein freier, tapferer, ansehnlicher König einem Fremden eine Schatzung knechtisch bezahlen muß? Wolltest du nicht lieber frei seyn, und in ganz Winland unbeschränkt herrschen? nicht lieber Tribut von andern fodern, als ihn an andere bezahlen?

Allerdings wünsche ich dieses, erwiderte Burisleif.

Nun so ergreif dann, fuhr Sigwald fort, die gute Gelegenheit, die sich dir freiwillig anbietet, und entrichte keine Schatzung

mehr an den König von Dännemark, und herrsche frei und unbeschränkt in ganz Winland.

Aber wie kann ich dieses? fragte Burisleif.

Wisse, antwortete jener: Swend, der tapfere König von Dännemark, dem du bisher Schatzung entrichten mußtest, ist als Gefangener in meinen Händen. Voll Aerger über diese Demüthigung, die du bisher erdulden mußtest, faßte ich den kühnen Entschluß, dich durch ein großes Wagestück von der schändlichen Last zu befreien. Ich lief mit dreien Schiffen aus, in deren jedem ich hundert Mann hatte, und landete glücklich in Seeland. Hier stellte ich mich an, als wäre ich tödtlich krank, und ließ den König Swend unter dem Vorwande, als hätte ich ihm ein wichtiges Geheimniß zu offenbaren, durch abgeschickte Boten ersuchen, daß er zu mir auf mein Schiff komme, Swend that es, und ich bemächtigte mich durch List seiner Person. Nun steht es bei dir, ob du das Glück, das ich dir bereitet habe, genießen willst. Ich hoffe, du wirst einem solchen Dienste, den ich dir dadurch erwies, den gebührenden Lohn

nicht absprechen. Tapfere Könige, die man zur Abtretung einer Besitzung zwingen kann, bekömmt man nicht alle Tage in seine Gewalt.

Welchen Lohn verlangest du dann? fragte Burisleif weiter.

Giebst du mir, antwortete Sigwald, deine Tochter zur Ehe, und mit ihr das Eigenthum von Jomsburg: so soll Winland für ewig der Unterwürfigkeit unter dem Dänischen König entlediget seyn; ewig sollen deine Nachkommen nicht mehr ihm eine Schatzung entrichten; ich werde ihn nicht eher aus der Gefangenschaft loslassen, als bis er seine Freiheit für diesen Preis wird erkaufet haben.

Bei diesen Worten gieng eine sichtbare Veränderung in Burisleifs Gesichtszügen vor. Seine Wangen entfärbten sich, seine Miene wurde bedenklich; deutlich las man die Verlegenheit aus seinen Augen. Auf der einen Seite stellte sich ihm Sigwalds Antrag und die Erhöhung seiner Macht, die er sich durch die Annahme derselben verschaffen würde, ungemein reizend dar; auf der andern schwebte ihm immer der Verlust der Oberherrschaft von Jomsburg vor den Augen. Es

schien ihm hart, auf der einen Seite verlieren zu müssen, was er auf der andern gewinnen würde. Eine geraume Zeit verrieth seine Stellung ernstes Nachdenken über diese Sache, und innern Kampf.

Es steht in deiner Macht, fuhr jener endlich fort, dir diese Freiheit zu verschaffen, oder sie undankbar von dir zu stoßen. Willst du je dieses letztere thun: so wisse: ich werde den König Swend in diesem Falle ohne alle Bedingniß alsogleich loslassen. Dieß ist mein fester Entschluß. Die Folgen magst du alsdann fühlen, den Schaden dir selbst zuschreiben. Für ewige Zeiten wird die Hoffnung zur Erlangung der freien Oberherrschaft in Winland verloren seyn. Nun bedenke es, und wähle.

Mit diesen Worten verließ er ihn, und begab sich zu dem Könige Swend. Du weißt es, sprach er zu ihm, welche Rechte dem Sieger über seine Gefangene zustehen. Ich könnte dich beständig in meiner Gefangenschaft halten, ich könnte dir das Leben nehmen, wenn ich wollte. Aber ich verlange nur, was weniger hart ist. Erlaß dem Rügischen Könige Burisleif die Schatzung,

die

die er dir bisher schimpflich bezahlen mußte, für immer, und du sollst augenblicklich auf freiem Fuße seyn. Weder von mir, noch von dem Könige in Rügen sollst du je eine Gefahr, oder die geringste Beleidigung zu befürchten haben. Weigerst du dich aber, auf den Tribut Verzicht zu thun: so beklage dich nicht, wenn du in kurzem ein schlimmes Schicksal erfahren wirst. Du wirst alsdann selbst der Urheber desselben seyn. Ich werde dich zwar nicht in meiner Gefangenschaft behalten; aber ich werde — was dir zehnmal fürchterlicher seyn muß, — dich dem Könige Burisleif ausliefern. Dieß habe ich ihm bereits gelobt. Er mag dann handeln mit dir, wie ihm beliebt.

Dieser Antrag machte einen außerordentlich starken Eindruck auf den König von Dännemark. Aeußerst ungern trat er seine Einkünfte in Winland an Burisleif ab; er fühlte das Schimpfliche, sich dieselben von einem andern so offenbar abtrotzen zu lassen. Allein seine persönliche Freiheit, die er dadurch wieder erlangen konnte, liebte er doch mehr, als das Geld. Wie konnte er sich wohl auch in dem ohnmächtigen Stande der Gefangen-

schaft widersetzen? Mit einem Zögern, welches seinen Widerwillen verrieth, willigte er in die Bedingniß, die ihm Sigwald vorschrieb.

Kaum hatte dieser die entscheidende Antwort von ihm erhalten, als er noch einmal vor dem Rügischen König erschien, um auch dessen Entschluß zu vernehmen. Aeußerst betroffen über Sigwalds zuversichtliche Kühnheit, hatte Burisleif lange über dessen ungestüme Foderung nachgedacht. Die ernstliche Drohung, daß er den König von Dänemark also gleich frei lassen wolle, wofern er nicht sein Verlangen erfülle, vermochte endlich so viel über ihn, daß er sich seinem Ausspruche unterwarf. Man schritt hierauf zu einer förmlichen Unterhandlung, deren Artikel wieder der Statthalter angab.

Swend mußte sich in diesem Vertrage verbindlich machen, des Rügischen Königs Burisleifs Tochter Gunhild zur Ehe zu nehmen, und diesem seine Schwester Thyra entgegen zu verloben. Dieser Uebereinkunft zu Folge gab Burisleif denjenigen Bezirk von Winland, der bisher dem Könige von Dänemark zinsbar gewesen war, seiner Toch-

ter Gunhild zum Brautschatze mit; seine eigene Braut Thyra erhielt von ihrem Bruder Swend die Güter Falster und Bornholm in Fühnen. Doch Burisleif trat diese an den König von Dänemark durch Tausch wieder ab; er nahm dafür den seiner Tochter bestimmten, ehemals zinsbaren Theil von Winland zurück. Sigwald aber bekam seine Astrid, und mit ihr die Oberherrschaft von Jomsburg. Auf solche Art hatte der Statthalter beide Könige zu nöthigen gewußt, daß sie seiner Willkühr gehorchen mußten.

Niemand war über diesen Vertrag mehr bestürzt, als Thyra. Sich einen Gemahl aufdringen zu lassen, ist ohnehin eine überaus kränkende Sache. Am allermeisten mußte es sie betrüben, daß sie einem Manne ihre Hand geben sollte, zu welchem sie nicht die geringste Neigung fühlte. Ihr ganzes Herz empörte sich bei diesem Gedanken. Zureden ihres Bruders, Bitten, Drohungen — alles war fruchtlos; nichts war vermögend, Neigung zu dem König von Rügen in ihr Herz zu pflanzen, oder sie je nur so weit zu bringen, daß sie den Ihrigen eine schwache Hoffnung übrig

gelassen hätte, sie werde ihre Wünsche befriedigen. Ganze Nächte brachte sie schlaflos unter marternden Vorstellungen hin, und Thränen und Seufzer machten ihre Tagesordnung aus. Weder Beruhigungsgründe, noch Vorstellungen nahm sie an. Jeden, der es versuchte ihren Schmerzen zu lindern, schalt sie einen hartherzigen, ihren Bruder einen grausamen Tyran, der sie ohne Barmherzigkeit dem schrecklichsten Elende hinopfern wolle. Nach langem Seufzen und Heulen raffte sie endlich allen weiblichen Muth zusammen, und weigerte sich mit trocknen Worten, nach Rügen zu gehen.

Der König von Dänemark war selbst sehr bekümmert, als er seine Schwester so leiden sah. Aber ohne Gefahr, sich an Sigwald und Burisleif zween mächtige Feinde über den Hals zu ziehen, konnte er den Vertrag nicht brechen. Er befürchtete, wenn er seine Schwester in Schutz nähme, und sie ihrem bestimmten Gemahle nicht auslieferte, die Uebel eines verderblichen Krieges. Um diese zu vermeiden, gab er ihrem Pflegevater, Aussur Achin den Auftrag, sie mit Ge-

walt fortzuschleppen. Nach einem heftigen Gegenkampfe brachte er sie nach Rügen.

Hier saß nun Thyra, und weinte und heulte, und rang die Hände. Thränen, Seufzer, Vorwürfe und grimmige Blicke waren alles, was sie ihrem Gemahle für seine Gunstbezeugungen erwiederte. Sechs Tage lebte sie so zu Rügen im kläglichsten Zustande des tiefsten Schmerzes, und der wilden Verzweifelung. Fest entschlossen, sich durch Hunger das verhaßte Leben zu rauben, nahm sie diese ganze Zeit hindurch keine Speise zu sich. Am siebenten Tage, da niemand um sie war, ersah sie endlich eine bequeme Gelegenheit, und entwischte heimlich aus Burisleifs Burg. Pfeilschnell eilte sie weg über Berg und Thal, durch Gebüsche und Wälder; ängstlich sah sie beinahe bei jedem Schritte um sich her, und wich sorgfältig aus, wenn sie in der Ferne Menschen erblickte, die sie hätten bemerken können. Auf solche Art kam sie glücklich über die Rügischen Grenzen, und endlich zur See nach Dänemark. Doch hier war keine bleibende Stelle für sie. Swend war entschlossen, standhaft über dem Vertrage zu hal-

ten; dieses war ihr schon zum voraus bekannt. In der Hoffnung, an einem andern Orte ein bessers Schicksal zu finden, eilte sie daher nach Norwegen.

Der König Olav Trygvåson nahm sie freundschaftlich auf. Redlich bedauerte er sie wegen der Drangsale, die sie durch unnatürlichen Zwang erlitten hatte. Ihr trauriges Schicksal, ihr gegenwärtiges Betragen, ihre schöne Gestalt — alles machte sie ihm werth. Je länger er mit ihr umgieng, desto stärker wurde seine Neigung zu ihr. Auch Thyra war nicht unempfindlich gegen das Wohlwollen, welches er ihr so deutlich zu erkennen gab. Er erklärte ihr seine Liebe, und sie erwiederte die Erklärung durch eine ähnliche. So vereinigten sich die Gemüther dieser beiden bald miteinander. In kurzer Zeit erhob sie der König von Norwegen zu seiner Gemahlin. Dieses geschah im Jahre 998.

In Rügen hatte man lange Zeit nicht gewußt, wohin sie gekommen sei. Ihr plötzliches Verschwinden aus der Burg hatte bei dem Könige Burisleif und bei allen seinen Leuten Erstaunen und Bestürzung hervorgebracht.

Vergeblich hatte man Boten ausgesandt, sie aufzusuchen. Nirgends war man im Stande, sie zu erfragen. Doch in der klugen Erinnerung, daß sich die Liebe unmöglich erzwingen lasse, bewies sich der König ziemlich gemäßigt. Als sich endlich der Ruf verbreitete, sie habe sich mit dem Könige von Norwegen vermählet: gönnte er ihr das Glück einer aus freier Wahl geschlossenen Ehe, und machte ferners keinen Anspruch auf sie. Dennoch hatte ihre Flucht und Vermählung mit Olav Trygväson Folgen, welche damals niemand vermuthete.

Der König Swend von Dänemark hatte bereits einige Jahre in vertraulicher Eintracht mit seiner Gemahlin Gunhild gelebt. Sie hatte ihm zween Söhne, Harald und Kund geboren. Allein mit der Zeit erlosch seine Neigung zu ihr, und seine Gleichgültigkeit gieng endlich in eine vollkommene Unzufriedenheit über. Er unternahm um diese Zeit einen Seezug nach Engelland; denn damals lagen die Könige von Dänemark beständig in Zwist mit den Engelländern, und es war eine ihrer vornehmsten Beschäftigungen, in diesem

Lande Eroberungen zu machen.* Nach seiner Zurückkunft nahm sein Mißvergnügen mit ihr nicht nur nicht ab; es erreichte vielmehr von Tage zu Tag einen höhern Grad. Gänzlich ihrer satt, verstieß er sie endlich, und schickte sie dem Könige Burisleif, ihrem Vater zurück.

Die berüchtigte Sigrid, von welcher oben Meldung geschehen, hatte bisher, seitdem sie der König Olav Trygväson von Norwegen schimpflich verschmähet hatte, einsam und unbemerkt ihre Tage zugebracht. Jetzt trat sie wieder auf die Schaubühne, um eine große Rolle zu spielen. Swend fühlte Neigung zu ihr, und machte sie zu seiner Gemahlin. Sie, die schon so viele Freier hochmüthig verworfen, einige sogar darum, daß dieselben um sie geworben, grausam getödtet, zuletzt aber selbst den Schimpf einer abschlägigen Antwort von dem Norwegischen König Olav erduldet hatte, gab nun, froh, sich ihrer entehrenden Verlassenheit entrissen zu sehen, dem Könige von Dänemark ihre Hand. Auch darum war ihr diese Verbindung besonders willkommen, weil sie von derselben die

schon seit langer Zeit äußerst gewünschte Gelegenheit hoffte, ihren bittern Haß, und ihre unversöhnliche Rachsucht an ihrem alten Feinde, dem Könige von Norwegen zu befriedigen.

Schon lange hatte sie vor Begierde gebrannt, ihn für die Beleidigung, die sie durch ihn erlitten hatte, empfindlich zu züchtigen. Jetzt versäumte sie keinen Augenblick ihrem Gemahle einen bittern Haß gegen ihn einzuflößen. Ueber seine Schwester Thyra war Swend ohnehin erbittert, daß sie ihrem bestimmten Gemahle heimlich entlaufen war, und sich wider seinen Willen mit Olav vermählet hatte. Wie leicht war es ihr nun, diese Leidenschaft zu ihrem Vortheile zu benützen, und auch auf den König Olav selbst hinüber zu lenken? Er war der boshafte Mann, der ihr Unterschleif gab, der sie in ihrem Unternehmen unterstützte, oder wenigst durch seine Verbindung mit ihr demselben Wirksamkeit und Dauer gab. Ist dein Zorn gegen Thyra gerecht, sagte sie oft zu ihrem Gatten, warum fällt er nicht auch auf ihren Gemahl? Hat derselbe weniger verbrochen, dich

weniger beleidiget, als sie? Wer beförderte dann ihre Widersetzlichkeit gegen dich? Wer unterstützte sie, daß sie ihr eigensinniges Vorhaben gegen deinen Willen vollkommen durchsetzen konnte? Was hindert dich dann auszuziehen wider ihn, und in seinem eigenen Reiche ihn anzugreifen?

Durch diese, und mehr andere Vorstellungen, mit denen sie ihrem Gemahle unaufhörlich in den Ohren lag, gelang es ihr wirklich, seinen Groll gegen Olav Trygvâson zu erwecken. Dennoch konnte sie ihn nicht bereden, seinen Feind in dessen eigenem Lande zu überfallen. Er sah es für viel zu gefährlich an, in dem gebirgigten Norwegen, welches steile, beinahe unzugängliche Klippen, und tapfere Einwohner schützten, zu landen. So sehr auch Sigrid alle ihre Beredsamkeit aufbot: so konnte sie von ihm doch keine Einwilligung zu ihrem Vortheile bewirken. Er faßte vielmehr den Entschluß, einen zweiten Seezug nach Engelland zu unternehmen, und führte auch sein Vorhaben sogleich durch die That selbst aus.

Wie hoch ihr Zorn über das Mißlingen dieses Versuches gestiegen sei, mag jeder selbst

schließen, wer sich einen Begriff von der Heftigkeit der Rachsucht eines stolzen, beleidigten Weibes zu machen vermag. Mit dem Unmuthe eines aufs äußerste gekränkten Herzens vernahm sie die entscheidende Erklärung ihres Gemahles, und mit verbissener Wuth trotzte sie seitdem diesem Widerstande. Je mehr sie ihren Plan vereitelt sah, desto heftiger wuchs ihre Leidenschaft. Und sollte sich die ganze Welt wider mich verschwören, rief sie oft in der heftigsten Begeisterung aus: so will ich der ganzen Welt zum Trotze mein Vorhaben doch bewerkstelligen. Er soll zu Grunde gehen, durch meine Anstalt zu Grunde gehen, und sollte auch sein Sturz mich selbst zugleich mit ihm ins Verderben stürzen. Sollte es mir auch mein Leben kosten, so verliere ich es doch nicht ungerochen.

Während daß Swend mit seinen Seesoldaten in Engelland focht, entschloß sich Olav Trygvåson mit einer Flotte nach Rügen zu gehen. Die Triebfeder dieses Vorsatzes war seine Gattin. Als Gemahlin des Wendischen Königs Burisleifs hatte Thyra einige Güter in Rügen gehabt; aber

durch ihre Flucht hatte sie selbige eingebüßt. Nichts fiel ihr seitdem empfindlicher, als dieser Verlust. Sie glaubte, einen Abgang an Ehre und Ansehen zu leiden, so lange sie dieselben vermißte. Wie? sagte sie oft zu ihrem Gemahle, wir sollten es dulden, daß ein fremder König mein Eigenthum im Besitze hat? Du bist ein freier, unabhängiger König, tapfer, mächtig und angesehen, und du willst es zugeben, daß ein anderer die Güter deiner Gemahlin zurückhält? Willst durch ruhiges Stillschweigen Mangel an Muth verrathen? Ohne Unterlaß drang sie in ihn, nach Rügen zu gehen, und die Güter von Burisleif zurückzufodern. Nach oft wiederholten Vorstellungen und Bitten willigte ihr Gemahl endlich ein.

Von der Stunde an traf Olav große Anstalten zu einem Seekriege. Schiffe wurden aufs beste gerüstet, Waffen aller Art im Menge herbeigeschaffet, eine große Zahl Kriegsvolkes zusammengebracht. Der Ruf davon verbreitete sich bald in allen nördlichen Ländern.

Sorgenlos, und von einem großen Muthe beseelet, trat der König von Norwegen mit sechzig Schiffen den Zug an. Die Königin und der Bischof seines Ortes begleiteten ihn. Günstige Winde trugen ihn bald an die Küsten der Insel Rügen. Keine Widerwärtigkeit stieß ihm während der Reise auf; kein Sturm drohte seiner Flotte Gefahr; kein Feind begegnete ihm, und suchte seine Fahrt zu hemmen. Nur der Gedanke beunruhigte ihn zuweilen, den König von Rügen werde der Anblick der Königin Thyra, und seine Foderung beleidigen, und er werde die Erfüllung derselben durch die Gewalt der Waffen erzwingen müssen.

Doch Olav fand an dem Rügischen König einen billigen Mann. Burisleif empfieng ihn mit sichtbaren Zeichen der Freundschaft; er schien gleich anfänglich nicht abgeneigt, seinen Wunsch zu befriedigen. Beide Könige unterredeten sich ernstlich über diesen Gegenstand, und nach einigen Unterhandlungen trat Burisleif dem Norwegischen Könige diejenigen Güter, welche seiner Gemahlin Thyra gehörten, ohne viele Schwierigkeit ab.

Der glückliche Ausgang dieses Geschäftes erfüllte Olavs Herz mit desto mehr Zufriedenheit, je mißlicher dasselbe anfänglich schien, und je weniger guten Erfolg er sich eben darum zuvor davon versprochen hatte. Nebstdem war auch der Umgang mit Sigwald von Jomsburg vorzüglich ein Gegenstand, der ihm den Aufenthalt in Rügen angenehm machte.

Dieser Herr war bald nach der Ankunft Olavs gleichfalls nach Rügen gekommen, und begegnete dem Könige von Norwegen ungemein liebreich. Sorgfältig suchte er jede Gelegenheit hervor, ihm Vergnügen zu machen. Olav fand so viel Unterhaltung in seiner Gesellschaft, daß er länger, als er sich anfänglich vorgesetzt hatte, in Rügen verweilte. Sigwald selbst schien an dem Umgange mit ihm ein besonders Wohlgefallen zu haben, und einigemale, da der König von Norwegen schon entschlossen war aufzubrechen, und nach Hause zurückzukehren, beredete ihn dieser mit vieler Wärme, noch länger in Rügen zu bleiben.

Endlich nahm er doch ernstlich Abschied von Burisleif, und trat die Rückreise an. Sigwald rechnete es sich zum besondern Vergnügen, ihn nebst seiner Gemahlin und dem Bischofe zu begleiten. Olav, der nun seines Erachtens nichts zu befürchten hatte, weil er in Frieden und Freundschaft von dem Rügischen Könige schied, hieß den größten Theil seiner Schiffe vorauslaufen. Er selbst folgte Sigwalden mit eilf Schiffen. Mit frohem, zufriedenem Herzen, und offenem, heitern Blicke verließ er den König. Zufriedenheit und Freude über die glückliche Beendigung seiner Angelegenheit blickte aus seinem ganzen Antlitze hervor, und verrieth sich in allen seinen Gesprächen und Handlungen. So schiffte er sorgenlos und munter dahin, als er sich auf einmal zu seinem größten Erstaunen und Schrecken mitten in der See auf allen Seiten von Feinden umringt sah, die plötzlich mit rasendem Ungestüm auf ihn losstürmten. Die Empfindung, welche bei dieser Gelegenheit in ihm aufstieg, ist leicht zu errathen.

Nach einigen Augenblicken der betäubenden Ueberraschung, die ihm doch nicht alle

Gegenwart des Geistes benahm, faßte er Muth, und bereitete sich zum Streite, voll Vertrauens auf seine und die Tapferkeit seiner Leute. Eine besonders große Hoffnung bauete er auf Sigwalds und seiner Leute mächtigen Beistand. Denn dessen Unerschrockenheit und Geschicklichkeit im Seekriege waren überall hinlänglich bekannt. Aber leider machte Olav bald darauf die traurige Erfahrung, daß ihn Sigwald, der ihm zu Rügen so viele warme Theilnahme und Freundschaft bezeigt hatte, grausam betrogen habe.

So bald nämlich Sigrid, welche noch immer unversöhnliche Rachgierde im Busen kochte, Nachricht erhalten hatte, daß der König Olav von Norwegen beschlossen habe, nach Rügen zu schiffen, und die Güter seiner Gemahlin von dem Könige Burisleif, wenn er sie nicht gutwillig abtreten wollte, auch mit Gewalt der Waffen zurückzufodern; hatte sie unverzüglich Boten an Sigwald, Herrn von Jomsburg und Schwager ihres Gemahles, ingleichen an ihren Sohn erster Ehe, den Schwedischen König Olav Skotkonung, und an den Norwegischen Jarl

Erik

Erik Hakanson, der ihre Stiefwchter Gida, eine Prinzessin des Königs Swend zur Ehe hatte, und sich damals in Schweden aufhielt, ausgesandt. Mit diesen hatte sie einen geheimen Bund geschlossen, gemeinschaftlich in möglichster Geschwindigkeit eine hinlängliche Flotte zu rüsten, und den König von Norwegen auf seinem Seezuge unvermuthet zu überfallen. Sogleich hatten alle diese Verbündeten angefangen, eine beträchtliche Anzahl Schiffe in segelfertigen Stand zu setzen, und mit Waffen und Mannschaft hinlänglich zu versehen. Es war ihnen gelungen, ihre Absicht gänzlich geheim zu halten. Im ganzen Norden hatte kein Mensch gewußt, wohin diese Rüstungen zielten, und an vielen Orten war es nicht einmal bekannt geworden, daß man neue Rüstungen vornahm.

Sigwald hatte von der Königin den Auftrag bekommen, sich bald nach der Ankunft des Königs Olavs im Rügen eben dahin zu begeben, und ihn unter dem Scheine der Freundschaft durch verschiedene Belustigungen so lange dort aufzuhalten, bis die vereinigte Flotte der Verbündeter in dem Busen von

Swoldur oder in der Bucht bei Greifswalde sich würde versammelt haben, endlich, wenn dieses geschehen seyn würde, auf erhaltene geheime Nachricht zugleich mit ihm abzureisen, und ihn an denjenigen Ort zu führen, wo die Flotte zu seinem Empfange bereit liegen würde.

Indessen war auch der König Swend von seiner Unternehmung aus Engelland zurückgekommen, und hatte zu seiner Verwunderung erfahren, daß seine Gattin während seiner Abwesenheit ein förmliches Bündniß gegen den König von Norwegen zu Stande gebracht habe, und daß eine zahlreiche Flotte schon zum Absegeln bereit liege. Eine Zeitlang hatte er zwar verschiedene Einwendungen gegen dieses Unternehmen gemacht, und war fest auf seiner vorigen Gesinnung verharret. Da aber Sigrid mit Vorstellungen und Bitten nicht nachgelassen, der Zug nun nicht mehr nach Norwegen, wo er ehe gefährlich geschienen hatte, sondern in eine Gegend gehen sollte, wo man sich große Vortheile versprechen konnte: so war dadurch sein vornehmster Beweggrund, aus welchem er ehe die

Feindseligkeiten gegen Olav mißrathen hatte, weggefallen. Im Vertrauen auf den mächtigen Beistand der Verbündeten hatte er daher endlich nachgegeben, und sich mit derselben vereiniget. Er war ohnehin der Meinung gewesen, einen väterlichen Anspruch auf Norwegen zu haben, und seine Gattin hatte keine Mühe gesparet, ihn darin zu bestärken. So war dann die Flotte in aller Stille ausgelaufen, und hatte glücklich den Busen von Swoldur erreichet.

Nachdem Sigwald die geheime Nachricht erhalten hatte, daß sich alles in verfaßungsmäßigem Stande befinde: verzögert er die Abreise des Norwegischen Königs nicht weiter, segelte unter dem Vorwande, ihn freundschaftlich zu begleiten, zugleich mit ihm an der Spitze seiner eilf Schiffe, und führte ihn treulos mitten unter die Feinde. Als er dieselben erreichet hatte, verließ er ihn schändlich, und verband sich mit der vereinigten Flotte.

Das Erstaunen, und der Schrecken, und die Erbitterung und Wuth, welche unter

Olavs Leuten bei dieser Gelegenheit auf die mannigfaltigste Art miteinander abwechselten, bedürfen keiner Beschreibung. Hätte es der König von Norwegen nur mit Swend allein aufzunehmen gehabt, oder wäre seine ganze Flotte beisammen gewesen: ohne Schwierigkeit hätte er sich der gegen ihn eindringenden Macht entgegen setzen, und getrost einen glücklichen Ausgang erwarten können. Aber getrennet von dem größten Theile seiner Flotte, nur noch mit eilf Schiffen versehen, was sollte er thun? Mit so schwachen Vertheidigungsmitteln sich in ein Treffen gegen vier Feinde einzulassen, die ihre Macht miteinander vereiniget hatten, war ein verwegenes Wagestück. Die vornehmsten auf seinen Schiffen drangen daher mit allen Eifer in ihn, er sollte sich ja einer so augenscheinlichen Gefahr nicht muthwillig Preis geben, nicht durch seinen Untergang sie selbst, und ganz Norwegen ins Verderben stürzen. Bei allem, was ihm werth und heilig seyn mochte, beschwuren sie ihn entweder die Flucht zu ergreifen, oder seine übrigen Schiffe, die er vorausgeschickt hatte, erst einzuholen, ehe er sich in ein Gefecht mit seinen Feinden einließe.

In der That stand auch dem Könige bei einer so entschiedenen Uebermacht seiner Feinde nichts anders bevor, als entweder der Tod, oder eine schimpfliche Flucht. Doch Olav war zu stolz, um sich zur letztern zu entschließen. Auch schien es ihm nicht ohne Grund zweifelhaft, ob es ihm wirklich gelingen würde, der so zahlreichen feindlichen Flotte, die ihn auf allen Seiten einschloß, durch die Flucht zu entrinnen; und seine vorausgeschickten Schiffe erst einzuholen, däuchte ihm eine Unmöglichkeit. Standhaft verwarf er den Rath seiner Leute.

Er ließ die Königin Thyra nebst dem Bischofe unter das Verdeck bringen, und die Schiffe zusammenhängen. Darauf begab er sich an die höchste Stelle seines Schiffes, zog das Schwerd, und befahl auch seinen Leuten, sich zum Streite gefaßt zu machen. Sogleich ließ er das Zeichen zum Angriffe geben, und stürzte mit allen seinen Schiffen zuerst, und mit der größten Wuth auf die Feinde hin. Ha! rief er trotzig den Feinden zu, als diese mit eben so viel Ungestümm gegen ihn anrückten; Elende, was wollt Ihr? Noch nie habt

Ihr Norweger besiegt, und Ihr waget es, Euch jetzt gegen uns aufzulehnen? Ihr sollet tüchtigen Lohn empfangen für Euern Frevel. — Die Schweden schalt er Pferdefleischfresser; von jedem einzelnen Feinde sprach er mit Verachtung und Trotz. Als er Eriks Leute erblickte, rief er in einem bedeutenden Tone aus: Diese allein werden das Treffen blutig machen, denn sie sind Norweger, wie wir.

Durch diese und ähnliche Ausdrücke des bittern Hohns reitzte er die Wuth der Feinde noch mehr gegen sich. Mit außerordentlicher Gewalt rannten zuerst die Schweden gegen seine Schiffe an, und eine fürchterliche Menge von Pfeilen und Steinen flog auf seine Leute ab. Die Norweger wehrten sich nicht weniger tapfer. Olav befand sich in einer rothen Kleidung, um von allen gekannt zu werden, auf dem höchsten Theile seines Schiffes. Von diesem herab gab er Befehle, und verrichtete zugleich die Dienste eines gemeinen Soldaten. Die Größe und Stärke seines Schiffes, das er für unbezwinglich hielt, flößte ihm eine Zuversicht ein, welche sich

über jede Bedenklichkeit wegsetzte. Es war das größte seiner Zeit, mit zwei und funfzig Rudern versehen, hatte vier und siebenzig Ellen in der Breite, und war so lange, daß es aus dreißig Räumen bestand, in deren jedem acht Mann fochten. An Höhe und Stärke, so wie an Pracht und Kostbarkeit in Ansehung des Baues und der Ausrüstung übertraf es alle übrigen weit. Die Gestalt eines Drachen hatte ihm den Namen des langen Wurms zugezogen.

Eine geraume Zeit fochten beide Partheien mit äußerster Anstrengung; das Treffen war ungemein hitzig und hartnäckig. Ueberall sah man streitbare Männer schwer verwundet zusammensinken. Beide Theile sahen sich nach gegenseitigem tapfern Widerstande gezwungen, zu weichen. Aber bald erneuerten beide den Angriff; und fochten mit verdoppelter Wuth wieder. Dem Grafen Erik gelang es dießmal nach einen schweren, heftigen Kampf, die nebenliegenden Schiffe zu erobern. Schon hatte er sich muthig den Weg zum Hauptschiffe gebahnet, und drang bereits bis zu demselben; die Verbündeten frohlockten schon mit lautem

Jubelgeschrei, des bevorstehenden Sieges gewiß. Doch so sehr er auch alle Kräfte anstrengte: so war er doch nicht im Stande, dieses Schiff zu ersteigen. Mehrmalen that er äußerst heftige Anfälle, und versuchte es; aber jederzeit wurde er tapfer zurückgeschlagen. Fürchterlich setzten seine Leute den Norwegern mit Pfeilschüssen und Steinwürfen zu. Allein es war vergebliche Mühe. Erik sah sich genöthiget, sich ans Land zurückzuziehen.

Olavs Macht hatte indessen, obwohl er bisher die Oberhand behauptete, doch ungemein viel gelitten. Sein Schiff war schon mit Leichen angefüllet; viele aus seiner Mannschaft waren tödlich verwundet, und unbrauchbar zum fernern Streite. Einem seiner besten Bogenschützen, Einar Thambaskiälfer war der Bogen zerschossen worden. Dieß war ein vielbedeutendes Unglück; denn Thambaskiälfer war einer der tapfersten unter seinen Leuten, und übertraf alle an Enthusiasmus für König und Vaterland. Ach! rief er! als der verderbliche Schuß seinen Bogen traf, da bricht das Königreich Norwegen in meinen Händen! Der König selbst hatte

schon

schon eine Wunde am Kopfe durch einen Stein; eine andere durch einen Schuß am Arme bekommen. Dennoch war er noch fest entschlossen, einen neuen Angriff auszuhalten, und erwartete denselben standhaft.

Indessen hatte Erik auf dem Lande seine Seeleute versammelt, und mit ihnen Kriegsrath gehalten. Daß er ungeachtet einer so anhaltenden Anstrengung seiner Kräfte, ungeachtet so auffallender Beweise von Tapferkeit doch seines Feindes nicht Meister werden konnte, erfüllte sein ganzes Herz mit Unmuth und Aerger. Welche Schande für uns, sagte er, daß wir mit einer so zahlreichen Flotte, bei so entschiedener Tapferkeit einen schwachen, verächtlichen Feind nicht bändigen können? Wie? die ansehnliche Macht so vieler Verbündeten soll einem einzigen Schiffe eines ohnmächtigen Königes weichen? Wer wird uns dann künftig noch tapfer nennen, wer irgend eine Achtung für uns haben, wenn wir, feigen Memmen gleich, nachgeben? Wer wird nicht vielmehr unsern Namen mit Verachtung aussprechen, und bittern Spott über uns ausgießen? Wie? Diesen Schimpf wollt Ihr er-

dulden? Wollt schändlich Euren bisherigen Ruhm hinopfern? Wollt zugeben, daß die Welt sage: Seht, das sind die ehe so tapfern, so sehr gefürchteten Seehelden. Mit Recht hat einst die ganze Nachbarschaft vor ihnen gezittert; und nun konnten sie einem einzigen Schiffe des Norwegischen Königes nicht widerstehen. Ihr Heldenmuth ist verschwunden; ihre Tapferkeit hat sich in Zaghaftigkeit verwandelt. Sie sind nicht mehr dieselben Männer. Laßt uns sie wegstreichen aus der Liste berühmter Helden zur See; laßt uns sie vertilgen aus unserm Andenken; sie sind desselben nicht werth; verdienen nur Hohn und Verachtung. — Ich hoffe, biedere Männer, Euere Ehre werde Euch lieber seyn, als daß Ihr eine so kränkende Demüthigung gleichgültig ertragen werdet. Mit Recht erwarte ich von Euch, daß das Andenken an Euere vorigen Thaten so viel auf Euch wirken werde, um Euch gegenwärtig zu neuer Tapferkeit anzuflammen. — Doch daß Ihr die Angriffe ohne Zögern mit verdoppelter Anstrengung fortsetzen werdet, das lese ich bereits aus Euern Gesichtern. Darum habe ich Euch hier versammelt, damit Ihr mir rathet, und

Mittel vorschlaget, wie wir uns unserer Feinde am leichtesten bemeistern können.

Alle kamen darin überein, daß das Unternehmen ungemein schwer sei. Denn die ungemeine Höhe des Schiffes, auf welchem sich der König von Norwegen befand, machte es beinahe unersteiglich. Alle, auch die größte Tapferkeit war hier, wie der Erfolg bisher gezeigt hatte, verschwendet. Nach langem und ernstlichen Berathschlagen wurde endlich beschlossen, Bäume im nächsten Walde umzuhauen, sie auf die Schiffe zu bringen, und sie alsdann durch Kloben und Stricke auf Olavs großes Schiff mit Gewalt fallen zu lassen. Durch dieses Mittel hoffte man dasselbe neigen und erobern zu können. Ueberdieß that der Graf das eigennützig fromme Gelübde, die christliche Religion anzunehmen, wenn ihm der Gott der Christen den Sieg verliehe.

Seine Leute verfügten sich sogleich in den Wald, hieben so geschwind, als sie nur konnten, die größten Bäume um, schleppten sie mühsam in ihre Schiffe, und begannen das

Treffen von Neuen. So wie sie gegen die Feinde anrückten, schickten ihnen diese einen Hagel von Steinen und Pfeilen entgegen. Dessen ungeachtet drang Erik immer näher hinan, bis er endlich dem Schiffe so nahe kam, daß er die schweren Bäume, welche seine Leute mit sich führten, auf eine gute Art anwenden konnte. Dieses geschah mit vielem Glücke. Die Bäume fielen auf das Norwegische Schiff mit so außerordentlicher Gewalt, und beugten es unter einer heftigen Erschütterung so tief nieder, daß es beinahe überzustürzen schien. Plötzlich sprangen Erik und seine Leute aus ihren Fahrzeugen, und erstiegen es ohne viele Schwierigkeit.

Nun begann ein entsetzliches Gemetzel. Die Verbündeten setzte die Erbitterung, die Norweger die Verzweifelung in Raserei. Diese wütheten gegen den Feind nicht so sehr, um sich zu retten, als um nicht ungerochen zu sterben. Es war ein wilder, gräßlicher Anblick. Blut floß in Strömen; im Schiffe häuften sich Leichen auf Leichen, und wer von den Norwegern dem Mordschwert entgieng, der wurde entweder gefangen genommen, oder

fand sein Grab in der See. Als Olav sah, daß alles verloren, und gar keine Hoffnung mehr übrig sei: fluchte er noch dem Verräther Sigwald und der grausamen Sigrid, und stürzte sich, um nicht in die Hände der Feinde zu gerathen, mit seinem Staller Kolbein und einigen andern, welche zunächst um ihn waren, vom Verdecke ins Meer.

Alsogleich setzten ihnen die feindlichen Schaluppen mit der größten Geschwindigkeit nach. Die meisten von ihnen wurden gefangen genommen, und hierauf ermordet. Nur Kolbein und Thgmbaskiälfer entkamen mit vier andern dem Feinde, und retteten glücklich ihr Leben. Den König, welchen seine Gegner mit besonderer Begierde aufsuchten, fanden sie nicht. Er war gleich, nachdem er sich in die See hinabgestürzt hatte, tief in den Abgrund gesunken, und nicht wieder zum Vorschein gekommen. So viel Unheil stiftete die Rachsucht eines beleidigten Weibes! Diese unglückliche Seeschlacht ereignete sich am 8ten September des Jahres 1000.

Thyra gerieth wehrlos in die Hände der Feinde. Ihr Schmerz über dieses unglückliche Treffen, und über den traurigen Tod ihres Gemahles (denn sie konnte nichts anders vermuthen, als daß er in der See umgekommen sei) war ohne Grenzen. Verzweifelungsvoll rang sie die Hände, jammerte, heulte, und war nicht zu beruhigen. Ihr Gram war so groß, und griff ihr Leben so heftig an, daß sie am neunten Tage nach dem Treffen ihren Geist aufgab.

Die Trauer über Olavs kläglichen Tod war in Norwegen, als die Nachricht davon dort ankam, allgemein. Doch viele glaubten, der König sei nicht umgekommen, sondern habe sein Leben gerettet. Hier und da gieng die Sage herum, er habe sich untergetauchet, und sei auf einem Schiffe seiner Schwiegerin Astrid nach Rügen geflohen. Diese Volkssage bekam, wie dieß gewöhnlich geschieht, mit dem Verlaufe der Zeit mehrere Zusätze. Noch nach sehr vielen Jahren erzählte man sich, der König Olav sei in der Kleidung eines Kaufmannes aus Andacht nach Jerusalem oder Rom gereiset, habe endlich im Jah-

re 1005 in einem Syrischen oder Egyptischen Kloster die Würde eines Abtes angenommen, und noch im Jahre 1047 gelebt. Wahrscheinlich war dieses Mährchen bloß aus der warmen Liebe seiner Untergebenen zu ihm, die ihm herzlich ein bessers Schicksal gönnten, entsprungen. Man erzählet sich, und glaubet gern das, was man wünschet. So viel ist gewiß, daß ihn die Norweger recht sehr geliebt hatten. Viele starben vor der Zeit aus Gram über seinen Hintritt; viele schrieben ihm Wunder zu, und verehrten ihn als einen Heiligen.

Norwegen ward nach Olavs Untergange getheilet. Der Graf Erik erhielt die väterliche Provinz Thrand, ferner Halogaland, Nummedalen, Fiord, Fiala, Sogn, Hordaland, Rogoland und Agda bis an Lidandisnäs; alle diese Bezirke als ein Eigenthum. Der König von Dänemark eignete sich Wügen zu; gab aber davon Hedemarken, und Raumariko gleichfalls dem Grafen Erik zu Lehen. Der König Olav von Schweden nahm vier Thrandische Fylken, Möre, Raumsdalen und Ranarike von der Gothelbe an bis

an Swinasund hin; überließ aber alle diese Oerter dem Jarl Swend Hakonson, seinem Schwager, und Grafen Eriks Bruder zu Lehen. So kam also Norwegen eigentlich unter die Herrschaft der beiden Jarls Erik und Swend.

EGYETEMI KÖNYVTÁR
1364/19.50 gyarapodási naplószám.

720010